Staatliche Bibliothek
Regensburg
Hom. 2912
Sauve

German. 299

J. Blaschke sc.

Sammlung

einiger

Abhandlungen.

Von

Christian Garve.

KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Zweyter Theil.

Breßlau 1802.

Uiber die Frage: warum stehen die Teutschen, nach dem Geständniß ihrer beßten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer, zurück? und welches ist der beßten teutschen Prosaisten charakteristisches Verdienst?

Ein Fragment *).

Wenn die beßten Schriftsteller zugestehen, daß die teutsche Nation hinter den alten und den genannten neuern in der Schreibart zurücksteht, so hätte ich gewünscht, daß sie sich deutlicher erklärt

*) Veranlaßt durch eine Preisfrage der teutschen Gesellschaft in Mannheim.

hätten, was sie damit meinen. Bey einer Frage über die Ursachen der Dinge, scheint es mir immer das erste, die Richtigkeit des zu erklärenden Factums zu untersuchen: und um das Factum zu prüfen, muß man es zuvor bestimmt kennen. Wenn man fragt: steht eine Nation hinter der andern in der Schreibart zurück? so kann dieß auf eine doppelte Art verstanden werden. Entweder heißt es: Hat es in Teutschland noch gar keine so guten Prosaisten gegeben, als die Römer, Griechen, Engländer und Franzosen aufzuweisen haben, und sind die beßten Prosaisten der Teutschen den beßten Prosaisten jener Alten und Ausländer nicht zu vergleichen? Oder es heißt: Ist unter den Schriftstellern in Teutschland überhaupt die gute Prosa seltener, und also der prosaische Stil im Ganzen, sowohl in der Sprache selbst als in der Nation, weniger gebildet, als im Alterthume und im Auslande?

Die Beantwortung der ersten Frage ist schwer, weil so viele Arten der Vollkommenheit zu einem guten Prosaisten gehören, keiner der Alten noch der Neuern dieselben alle vereinigt besessen hat, und zu der Vergleichung der Vorzüge auf der einen und der Mängel auf der andern Seite der Maßstab fehlt, in dessen Ermangelung, nach der Verschiedenheit der Denkungs- und Empfindungsart der Leser, der Ausspruch sehr verschieden ausfällt. Ist Lessings oder Rousseau's Prose vollkommener? Schreibt Mendelssohn oder Addison besser? In ei-

nes jeden geistreichen Mannes Schreibart mischen sich die Eigenthümlichkeiten seines Genies ein. Der eine hat mehr Scharfsinn, der Andre mehr Einbildungskraft: welches von beyden ist besser? Diese Frage ist unauflöslich.

Aber jene Fragen werden oft in einem Sinne genommen, in welchem man eher mit ihrer Beantwortung fertig wird. Hat Lessing oder Rousseau, Mendelssohn oder Addison einen größern Eindruck bey seiner Nation gemacht? Von welcher Nation haben die Schriftsteller auch bey den Ausländern den allgemeinsten Beyfall erhalten? Dieser Maßstab der Vortrefflichkeit, wenn auch nicht der absolute richtige, führt doch zu einer Entscheidung; und wenn nach demselben die Teutschen mit ihren Rivalen in Parallel gesetzt werden, so muß man allerdings zugeben, daß diese einen Vorzug vor jenen behaupten.

Um die obigen Fragen mit gutem Erfolge zu beantworten, muß man, glaube ich, die Ordnung derselben umkehren. Es muß eine kurze Schilderung der vornehmsten Prosaisten der Teutschen und der fremden Nationen, zwischen welchen der Vorzug entschieden werden soll, vorangehen. Dann müssen sie, ihr Ruhm und der Eindruck, den sie auf ihre Zeitgenossen und die Nachwelt gemacht haben, mit einander verglichen werden, damit erst das Factum ausgemacht sey, ob die Teutschen wirklich ihre prosaische Rede weniger ausgebildet, oder

im prosaischen Styl weniger vortreffliche Werke hervorgebracht haben, als ihre Rivale. Und dann endlich, wenn eine gewisse Superiorität der Alten und der Ausländer sich aus diesen Untersuchungen ergeben hat, dann erst wird es Zeit seyn, die Ursachen davon aufzusuchen.

Um die Schriftstellerwelt der genannten Nationen mit einander zu vergleichen, wird es vor allen Dingen nöthig seyn, von jeder gleichsam einige Repräsentanten zu erwählen, oder diejenigen Prosaisten aufzusuchen, deren Styl man als das Maß der Vollkommenheit ansehen könne, zu welcher die Nation in dieser Schreibart gelangt ist. Es wird bey dieser Wahl, besonders bey der großen Menge litterarischer Produkte in unsern Tagen, immer etwas Willkürliches bleiben; aber es ist genug, wenn nur über den Werth der Schriftsteller, welche man wählt, kein Streit ist, gesetzt auch, daß man unter gewissen Gesichtspuncten andere an ihre Stelle setzen könnte. So würde ich also zu Mustern des prosaischen teutschen Styls Moses Mendelssohn, Lessing und Engel annehmen. Unter den Franzosen würde ich Rousseau und Büffon an die Spitze der Uibrigen stellen. Addison und Hume möchten die Repräsentanten der Engländer seyn, denen ich aus unsern Tagen im historischen Styl den Gib-

bon zugesellen würde. Bey den Lateinern vereiniget sich alles dem Cicero die erste Stelle zu geben: denn welchen Rang man ihm auch als Schriftsteller unter seinen Landsleuten anweisen mag, so ist er gewiß, was den bloßen Styl betrifft, ohne allen Streit der Erste. Bey den Griechen ist es weit schwerer den Autor zu bestimmen, welcher den Maßstab der griechischen Prosa abgeben soll. Es gibt vielleicht keinen mehr ausgearbeiteten Styl unter allen Griechen als im Isokrates; aber der rednerische Styl hat etwas so Ausgezeichnetes, was sich in andern Gattungen nicht wieder finden darf, wenn es nicht ein Fehler seyn soll; der Inhalt der Isokratischen Schriften hat so wenig Anziehendes, daß die Vollkommenheiten seiner Prose zu einem Vergleichungspuncte der griechischen Prose mit anderer Nationen überhaupt wohl nicht dienen kann. Demosthenes Werke sind weit interessanter, und sein Styl ist in hohem Grade ausgearbeitet; aber er ist doch auch bloß Volksredner, und ist, als solcher, mit bloßen Schriftstellern schwer zu vergleichen. Plato ist ein vortrefflicher Geist und Schriftsteller: aber der unparteyische Verehrer von ihm wird eigentlich seinen Styl nicht loben. Er ist zuweilen entwickelt und dunkel, und an andern Stellen zu vernachlässigt *). Xenophons Styl ist reiner, fehler-

*) Ich gedenke hier nicht des Aristoteles, weil, so

freyer, und fließt mit einer natürlichen Eleganz fort; aber er ist weniger kraftvoll und mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet. Herodot gefällt durch die Farbe des Alterthums, aber sein Styl steht noch auf der ersten Stufe der Cultur, so wie sein Inhalt noch viele Spuren eines unwissenden und wenig gebildeten Zeitalters trägt. Im Thucydides ist ein großer Fortgang sichtbar: aber seine Schreibart vereinigt doch bey weitem nicht alles, was wir zur Vollkommenheit verlangen. Dunkelheit ist immer der erste Fehler des Styls, und davon war er, auch nach dem Urtheile der Griechen, die ihm näher waren, und mehr Hülfsmittel hatten ihn zu verstehen, nicht frey. Unter den spätern Griechen würden Plutarch und Lucian um die Ehre wettei-

groß der Mann als Philosoph und Gelehrter in seiner und unter allen Nationen war, er doch nie als ein Muster des Styls aufgestellt werden kann. Seine Schreibart ist durchaus die von Lehrbüchern, welche für den philosophischen Hörsaal, nicht für das größere Publicum bestimmt sind. Er deutet an vielen Stellen mehr auf das hin, was er sagen will, als daß er es vollständig entwickelte. Da es so schwer ist, den Eindruck, den die Gegenstände machen, und den, welcher von einander zu unterscheiden, so wird sich auch der Styl des Aristoteles an vielen Orten zu erheben scheinen, oder Licht, Kraft und Würde annehmen, wo die Materien selbst wichtig, oder mit vorzüglich gutem Erfolge von ihm bearbeitet worden sind. Aber immer wird man bey genauerer Untersuchung finden, daß das Lob, welches Aristoteles verdient, den Sachen, nicht der Art der Darstellung zugehöre.

fern können, die vorzüglichsten Prosaisten ihrer Nation zu seyn, wenn nicht der Erste durch die zu große Anhäufung der Epithete und die zu weitläuftige Ausspinnung seiner Metaphern oft seinen Styl zu schwerfällig machte, und wenn die Gattung des Andern, die größtentheils in Dialogen und Satiren besteht, nicht in ihrer Art zu einzig wäre, und eine zu besondere Farbe des Styls erforderte, um für ein allgemeines Muster guter Prose gewählt zu werden. Bey dieser Nation wird man also in der That mehr auf den bey ihr herrschenden Geschmack des Styls überhaupt, als auf einige ausgezeichnete Individuen sein Augenmerk richten müssen.

Ich kehre zu unsern Teutschen zurück. Darüber, glaube ich, werden alle, welche die teutsche Sprache hinlänglich verstehen und mit philosophischen Gegenständen, welche Moses allein behandelt hat, bekannt genug sind, einig seyn, daß der Styl dieses Autors einer der vollkommensten unter den teutschen Schriftstellern, und an sich von großer Schönheit sey. Er ist zuerst, was wirklich eine hohe und schwer zu erreichende Vollkommenheit ist, sprachrichtig; sowohl in dem Gebrauch der einzelnen Worte, welche er dem Subjekt genau angemessen zu wählen weiß, als in der Zusammensetzung derselben. Er hat einen hohen Grad von Deutlichkeit, das größte Verdienst der Schreibart und vielleicht, in seinem ganzen Umfange genommen, das

einzige, weil alle übrige Qualitäten, welche man dem Style zuzuschreiben pflegt, eigentlich den Ideen zugehören. Und diese Deutlichkeit ist zugleich leicht: sie ist nicht das letzte Resultat einer mühsamen Untersuchung des Lesers, sondern sie springt demselben in die Augen. Die in unserer Sprache so häufigen Zweydeutigkeiten sind glücklich vermieden. Die Perioden sind nicht künstlich gebaut und doch wohlklingend; die Ideen sind sowohl in ganzen Absätzen der Rede, als in einzelnen Perioden, so geschickt abgetheilt, daß man nicht aufgehalten wird, und den Zusammenhang bey der ersten Durchlesung ohne Mühe übersehen kann. Die Uibergänge sind natürlich, und der ganze Fluß der Rede führt den Leser sanft und ununterbrochen zum Ziel. Es ist dabey eine gewisse Delicatesse und ein richtiger Geschmack in der Auswahl der Wörter und in den Wendungen sichtbar. Nirgends ist etwas Uibertriebenes, oder was sich den äußersten Gränzen näherte. Nirgends zu starke und zu gewagte, und nirgends nidrige Ausdrücke. Durchgängig herrscht ein gemäßigter und sich gleicher Ton, aber der Ton der Belehrung, so wie er sich für eine Leserwelt schickt, die selbst schon unterrichtet und gebildet ist. Dabey läuft eine Ader von feiner Empfindsamkeit durch seinen Styl, selbst da, wo der Inhalt abstracte Gegenstände betrifft. Man sieht, wie in Plato's Schriften, so auch in seinen, immer zugleich den Menschen, und zwar den guten, edeln, lie-

benswürdigen Menschen; und so wie sein Styl nicht ohne Wärme des Gefühls ist, so ist er auch nicht von den Farben der Imagination entblößt: aber diese Farben sind sanft, wie jene Wärme. Er weiß oft durch ein glückliches Bild seine Ideen ins Licht zu setzen; aber er malt dieses Bild nie so weit aus, um die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hauptgegenstande abzuziehen. Unter seinen Schriften hat die erste, die Briefe über die Empfindungen, welche ihn bekannt machte, das Jugendliche einer zu blühenden Einbildungskraft. Der Styl hat noch nicht seine völlige Reife: er ist hin und wieder mit Zierrathen überladen, und der bisher unbekannte Autor scheint sich erst dem Publicum zeigen zu wollen. Von allen diesen Fehlern machte er sich in seinen folgenden Schriften immer mehr und mehr los. Die, auf welche sich sein Ruhm am meisten gründet, ist ohne Zweifel der Phädon, dem auch die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Ruf des alten Autors, welchen er verjüngte, die größte Anzahl von Lesern zuzog. Der Styl ist in der That hier sehr rein und correct, und das, was in den Dialogen dramatisch oder in den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele populär ist, kann allerdings, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu der besten Manier des Mendelssohnschen Styls gerechnet werden. Ich würde geneigt seyn, seine Schrift, Jerusalem betitelt, für die ausgearbeiteste und vollkommenste, in Absicht des Styls, zu

halten, ob sie gleich, wegen des weniger allgemeinen Interesses, das ihrem Inhalte eigen ist, kein so großes Aufsehen gemacht hat.

Bey aller unstreitigen Schönheit aber des Styls sind Moses Schriften doch nur für einen kleinen Theil der Leser. Nicht nur sind die Gegenstände philosophisch und abstract, sondern auch die Behandlungsart ist wissenschaftlich. Seine vornehmste Stärke besteht in der Zergliederung allgemeiner Begriffe in der subtilen Theilung dessen, was einfach zu seyn schien, in der Bemerkung seiner Unterschiede zwischen Dingen, die man mit einander vermischte; in der Auffindung geheimer Aehnlichkeiten zwischen entfernten Gegenständen. Er liebt die Beweise a priori und die speculative Philosophie überhaupt; sein Tiefsinn herrscht über seine andern Fähigkeiten. Das alles hat ihn zu einem sehr geschätzten Schriftsteller gemacht, aber es kann ihn nicht zu einem populären machen. In so fern man von der Beredtsamkeit verlangt, daß sie auf den großen Haufen stark wirken soll, so wird die seinige, die immer zu sehr mit dem Untersuchungsgeiste gepaart ist, immer hinter der Beredtsamkeit derjenigen zurückzustehen scheinen, welche, mit gleicher Annehmlichkeit des Vortrags und Styls, leichtere Themata auf eine oberflächlichere Weise behandelt haben. Eben sein Hang zur Speculation, seine Begierde alles zu ergründen und alle Ideen bis in ihre Elemente aufzulösen, verbunden mit

seiner Kränklichkeit und den äußern Umständen, in welchen er lebte, haben ihn auch verhindert, größere Werke auszuarbeiten, und seine Talente also auf eine, den großen Haufen noch mehr blendende Art zu zeigen.

Lessings Prosa ist noch weit mehr gemacht, Eindruck zu erwecken. Sie hat etwas mehr Eigenthümliches und eine größere Energie. Sie hat überdieß mehr Gewandtheit und eine größere Mannigfaltigkeit von Farben. Die Gewalt, die er über seine Sprache hat, ist einzig in ihrer Art, und unter keinem unserer Schriftsteller hat diese Sprache sich als so ein geschicktes Werkzeug bewiesen, die feinsten Schattirungen der Gedanken, das Erhabene und das Lächerliche darzustellen. Von dieser Seite kann er gewiß mit jedem inländischen oder ausländischen Prosaisten wetteifern. Er hat zugleich gezeigt, daß unsere Sprache als die Rivalin jeder andern auftreten könne. Die Schriften, aus welchen man den Charakter seiner Prosa kennen lernt, sind vornehmlich seine dramatischen, sein Laocoon und seine Dramaturgie. Doch tragen alle seine Schriften bis auf die kleinsten Fragmente Spuren desselben Geistes. Ich würde die Grundzüge desselben ungefähr auf folgende Weise bestimmen. Eine seiner größten Fähigkeiten ist die der Erörterung oder der Discussion, des Streits und der Widerlegung. Eine verworrene Sache aus einander zu setzen, den täuschenden Schein eines Vor-

urtheils zu zerstreuen, die Autorität eines Factums oder die Gründe einer Behauptung zu prüfen, das Unrichtige und Seichte ans Licht zu ziehen und Ungereimtheiten anschaulich zu machen, das ist ein Talent, welches er im vorzüglichsten Grade besitzt; eben deßwegen hat er die Gabe zu dialogisiren: denn der Dialog ist eine Art von Streit, und besonders hat der Lessingsche Dialog diesen Charakter. Eben daher kommt sein Talent und sein Hang zur Satyre, mit deren Farbe viele seiner Schriften tingirt sind, und deren zwar scharfes aber immer schmackhaftes Salz einige derselben so anziehend macht. Scharfsinn und Witz finden keinen ihnen angemeßnern Gegenstand, als Fehler aufzudecken und Irrthümer zu bestreiten. Daher, wie jeden Menschen sein Talent dahin zieht, wo es seine vornehmste Nahrung findet, so hat auch Lessing sich durch sein ganzes Leben vorzüglich mit zwey Gegenständen beschäftiget, mit der Aufklärung von dunkeln und ungewissen Factis, und mit der Kritik. Das, was am Ende für seine Leser den reinsten Gewinn gibt, die philosophischen Entwickelungen und auch die moralischen Aeußerungen, scheinen seiner Feder mehr zu entfallen, als gefliessentlich von ihm gesucht zu werden. Er findet sie auf seinem Wege, ob er gleich eigentlich zu einem andern Ziele hingeht. Selbst in seinen dramatischen Stücken ist Bestreitung der Vorurtheile sein vornehmster Endzweck. Wenn außer denselben seine Prose

fast nirgends anziehender, als in seiner Dramaturgie, ist, so ist ohne Zweifel die Ursache, weil er hier in der Beurtheilung und Vergleichung mehrerer für Meisterstücke angenommenen Werke ein ihm recht angemessenes Feld der Kritik und der Satire fand.

Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß die Kraft seiner Prosa auch die Spuren der Arbeit verräth. Alles ist gedacht und tief gedacht bey ihm, selbst das, was den Anstrich des Leichtsinnes und des Komischen haben soll. Eben so sind die leidenschaftlichen Scenen in seinen theatralischen Stücken beschaffen. Man sieht, daß er das menschliche Herz erforscht, daß er die Leidenschaften zergliedert hat: aber man kann zuweilen zweifelhaft bleiben, ob er sie wirklich gefühlt habe. Er bringt alles, sowohl die Empfindung als komische Einfälle, durch Reflexion heraus; aber es ist die Reflexion eines sehr weit und tief sehenden Geistes. Sie thut allemahl ihren Effect, aber nur ebenfalls bey gebildeten und denkenden Lesern. Es ist indeß nicht der Effect der kunstlosen Natur und des freyen Spiels der Einbildungskraft.

Dieser Forschungstrieb, diese feine Dialektik, diese Gabe einer lichtvollen Darstellung verwickelter und feiner Ideen führte denn auch Lessingen auf Gegenstände, wo es viel zu erforschen, zu berichtigen oder zu widerlegen gab; gleichviel, ob diese Gegenstände wichtig oder unwichtig, ob sie von ei-

nem großem Einfluße ins Leben und in die Wissenschaften, oder von einem Interesse für wenige Personen waren; genug, wenn sie ihm nur Veranlassung gaben, verborgene Winkel der Alterthümer oder der Literatur auszuspähen, allgemein angenommene Behauptungen in ihrer Schwäche zu zeigen, und in verworfenen Meinungen etwas Wahrheit zu entdecken. Vielleicht hat er auch früh in seiner Jugend gelernt, einer großen Belesenheit und einer gewissen kritischen und antiquarischen Gelehrsamkeit einen zu hohen Werth beyzulegen. So viel ist gewiß, sein Geist war philosophisch, und das Beßte, was in seinen dichterischen und in seinen gelehrten Werken vorkommt, sind die Blicke, die er in die Natur des Menschen, seiner Eigenschaften oder seiner Verhältnisse thut. Aber der eigentliche Vorwurf seiner Schriften ist fast niemals Philosophie. Einbildungskraft oder Erudition machen die Grundlage derselben aus, und der denkende Verstand, der nur gleichsam als Gehülfe arbeiten sollte, gibt ihnen doch im Grunde ihren eigentlichen Werth. Die bisherige Schilderung erklärt einigermaßen, warum Lessing in so mannigfaltigen Gattungen gearbeitet hat; warum viele seiner Schriften Fragmente geblieben sind; warum er sich in so viel Streitigkeiten verwickeln lassen und so viel Gegner gefunden hat. Aber eben dieses macht auch, daß die eigentliche Kraft seiner Prosa nur in einzelnen Stellen ihre volle Wirkung thut, und das größere Publicum in Deutschland

und im Auslande an seinen Werken das Interesse nicht hat nehmen können, welches Rousseau's oder Addison's Werke erregt haben. Nicht schon bekannte und geläufige Ideen aufs Beßte auszudrücken, war seine Sache, sondern neue ausfindig zu machen. Dieß kann aber immer nur in einzelnen Puncten der menschlichen Kenntnisse geschehen; wer tief graben will, kann nicht eine große Oberfläche umwühlen. Lessingen, als Prosaisten kann man vielleicht mit Recht jedem der beßten unter den Alten und Ausländern entgegen setzen: aber von Lessings Werken eines zu nennen, welches den großen Werken jener in den Augen der Nachwelt das Gleichgewicht hielte, möchte vielleicht schwerer fallen.

An die Seite Lessings können wir mit Recht seinen Freund und Verehrer Engel setzen, der, wenn er auch dem Publicum sein vorzügliches Genie mehr durch Versuche gezeigt, als durch größere Werke völlig zu genießen gegeben hat, doch wegen der besondern und glücklichen Sorgfalt, die er auf Sprache und Schreibart in seinen Schriften gewandt hat, einen Platz unter den Repräsentanten der teutschen Nation verdient, wenn über die Fortschritte derselben im prosaischen Styl geurtheilt werden soll. Was Engeln als Menschen unterscheidet, bezeichnet auch seine Schriften. Sein eigenthümliches und ein unter uns Teutschen seltnes Talent ist eine Mischung von philosophischem Scharfsinn mit dichterischer Einbildungskraft. Eine Fähigkeit wird bey ihm durch

die andere vielleicht eingeschränkt, aber auch unterstützt und vor Ausschweifungen bewahrt. Alle seine Schriftstellerarbeiten haben dieses doppelte Gepräge. Er geht tief in die Natur der Sachen hinein, welche er untersucht; aber er weiß zugleich ihre Außenseite sehr anschaulich darzustellen, er weiß ihre unsichtbaren Eigenschaften durch sehr glücklich gewählte Bilder aufzuhellen. Seine Begriffe sind bestimmt, seine Ideenfolge ordentlich und bündig, die Resultate seiner Schlüsse neu und überzeugend. Aber die Wendung, welche er seinen Untersuchungen gibt, ist das Werk der Imagination, seine Erläuterungen sind dichterisch, sein Styl ist den Sachen ähnlich. Er ist zugleich präcis und blumenreich, seine Worte sind sehr gut gewählt, sowohl für den Ausdruck der Sache als für den Wohlklang: seine Perioden sind sehr genau abgerundet, aber, wie es scheint, nur durch die vollständigste Entwickelung der Ideen selbst.

Wenn wir Engeln mit Lessingen vergleichen, so finden wir von der einen Seite im erstern nicht denselben Grad des Scharfsinns, nicht diese unerwarteten, neuen und doch passenden Wendungen, die Lessing aus der Sprache herauszusuchen gewußt hat. Er ist nicht so frappant und so reich, weder in Ideen noch in Ausdrücken: aber er wird auch nie so spitzfindig, als dieser; er bleibt dem guten Geschmacke und der Mittelstraße, welche allgemein gefällt, getreuer; er schreibt wirklich für die Welt,

da Lessing immer nur für die Kenner und Philosophen schrieb. Aber alle diese Vorzüge sind doch, wie ich schon gesagt habe, für den Ruhm der Nation beynahe verloren, weil sie sich noch nicht gereift in größeren Werken gezeigt haben.

Seine beyden dramatischen Versuche, sein Philosoph für die Welt und seine Lobrede auf den König, sind diejenigen seiner Schriften, welche seinen Ruhm als eines vorzüglichen Prosaisten bey dem größern Publicum gegründet haben. Die ersten haben allgemeinen Beyfall, auch bey auswärtigen Nationen, erhalten: und sie verdienen ihn wegen des natürlichen und gedankenreichen Dialogs und wegen der edeln Gesinnungen, die darin mit so viel Wahrheit und Wärme ausgedrückt sind. Aber sie sind doch nach meinem Bedünken nur eine Morgenröthe, welche das Genie ankündigte, dessen vollen Strahlen wir niemahls gesehen haben. Diese beyden kleinen Dramen sind von Handlung entblößt und also ohne großes Interesse. Von allem, was zur dramatischen Kunst gehört, Anlegung einer Fabel, Schürzung und Auflösung eines Knoten, Verkettung der Scenen, Charakterschilderung, Behandlung der Leidenschaften und endlich Kunst zu dialogisiren, sind in denselben Proben, aber nur kleine Proben enthalten, die mehr noch hoffen lassen, als sie leisten. Warum mußten doch die Pläne, die er schon vor vielen Jahren entworfen hatte, unausgeführt bleiben? Warum mußten die Scenen, die

er schon ausgearbeitet hatte, als Fragmente in seinem Pulte untergehen! Gewiß, wenn mehr Fleiß oder mehr Muth sich mit seinen übrigen Talenten vereiniget, oder Gesundheit und Glück sie mehr unterstützt hätten, so würde in der dramatischen Gattung, in welcher wir vielleicht hinter unsern Nachbarn am meisten zurückstehen, ein vorzüglicher Rival derselben in ihm aufgetreten seyn. Wenigstens würde der Styl des prosaischen Dialogs einige vorzügliche Muster aufzuweisen haben.

Wenn wir nun diesen Männern, deren Werke als Muster derjenigen Vollkommenheit, zu welcher unsre Sprache gediehen ist, angesehen werden, jene beyden Franzosen gegenüber stellen, welche ihrer Nation in eben dem Lichte erscheinen, so finden wir in Rousseau's Styl alle die Vorzüge vereinigt, die unter unsre guten Schriftsteller nur vertheilt sind, oder wir genießen wenigstens die Früchte davon in seinen Werken vollständiger. Er hat mit Mendelssohn die vollkommenste Deutlichkeit, den ungezwungenen und doch die Sache erschöpfenden Ausdruck, die richtige Logik des Styls und der Gedanken gemein, aber er hat die dichterische Einbildungskraft, ein gewisses Leben und das Anschauliche seiner Vorstellungen, das Feuer und das Hinreißende starker Empfindungen vor ihm voraus. Er hat nicht allen Scharfsinn Lessings, aber er bleibt immer der Wahrheit, der Natur und dem guten Geschmacke treuer.

Seine höchsten Flüge sind nie Ausschweifungen, seine Leidenschaft führt ihn nie zur Uibertreibung, er ist regelmäßig und gemäßigt, indem er zugleich feurig und stark ist. In keinem Schriftsteller ist es schwerer, Inhalt und Styl von einander abzusondern. Indem er in seinem Ausdruck nur seine Gedanken als in einem ganz hellen Spiegel darstellt, sind wir zweifelhaft, ob wir die Wirkung, die seine Schriften auf uns thun, bloß dem Interesse der Sachen, oder dem Zauber seines Styls, zuzuschreiben haben.

Es ist dieß ein Umstand, welcher die Prosa und den Styl der Franzosen überhaupt in einem vortheilhaftern Lichte erscheinen läßt, daß ihre grossen Köpfe sich mit populären Gegenständen abgegeben haben, bey welchen Darstellung und Ausdruck der Empfindungen das Vornehmste ist, da hingegen die Unsrigen sich größtentheils mit Erforschung noch unbekannter Materien beschäftigt haben, bey welchen auf die Hervorziehung und Entwickelung der Ideen noch mehr Fleiß, als auf ihren glücklichen Ausdruck, gewandt werden mußte. Wenn Rousseau, als Prosaist, in ganz Europa einen noch grössern Eindruck gemacht hat, als irgend einer unserer vorzüglichen Schriftsteller, so ist es, die größere Allgemeinheit der französischen Sprache abgerechnet, daß unsere Lessinge und unsere Mendelssohne die Tiefen der Kunst oder der Philosophie zu ergründen

suchten, Rousseau hingegen nur den allgemeinen Schatz menschlicher Kenntnisse und Ideen mit dem ihm eigenen Geiste verarbeitete. Seine Heloise ist ein Gemählde der Leidenschaften, und in seinem Emil selbst macht der Roman einen großen Theil aus.

Warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher, als im Komischen?

Welches sind wohl die Ursachen, warum sich, fast unter allen Nationen, der Geschmack bey Behandlung ernsthafter Gegenstände, in Versen oder in Prosa, eher geläutert hat, als der Geschmack im Ausdrucke der Lust, im Komischen und beym Lächerlichen? In den Dichterwerken der Griechen finden wir schon das Edle, das Erhabene und das Tragische des Ausdrucks und der Gedanken auf einer hohen Stufe von Vollkommenheit; finden diese Vorzüge der Geisteswerke vom Volke anerkannt, geschätzt, bewundert: indeß, zu gleicher Zeit, eben diesem Volke die plattesten Scherze, die pöbelhaftesten und schmutzigsten Zweydeutigkeiten, die abgeschmacktesten Wortspiele gefallen, — indeß von seinen ersten und bewundertsten Dichtern in der komischen Gattung, jene Künste, dem Volke zu gefallen, nicht verschmäht werden. — Sophokles und Euripides hatten schon die Athenienser zu allem Pomp der edelsten tragischen Diction gewöhnt, hatten sie das Wahre und richtige in der Schilderung der Empfindungen, das Angemessene und zugleich Gewählte in dem Wortausdrucke derselben schätzen und lieben gelehrt; Pindars hoher Flug, Homers sich immer gleiche Größe waren ihnen schon bekannt, und hatten auf alle Gemüther Eindruck gemacht. Und doch lassen sich dieselben Athe-

nienser die allerunnatürlichsten Fictionen, die widersinnigsten Fabeln, die leersten oder die geschmacklosesten und niedrigsten bon-mots von ihrem Aristophanes gefallen; und dieser Aristophanes, dessen Komödien vollgepropft sind mit allem, was die Vernunft und den Geschmack beleidigt, scheint doch dem Sokrates sogar ein Mann, durch den die Musen selbst reden würden, wenn sie sich den Griechen mittheilen wollten. Selbst jene großen und noch von uns hochgeschätzten Dichter, Homer und Euripides, die der Natur treu, verständig und von richtigem Geschmacke in allen Theilen ihrer Werke sind, wo sie ernsthafte Verhandlungen erzählen, oder starke und männliche Leidenschaften schildern, werden klein, und verlieren ihre richtige Beurtheilungskraft und ihren guten Geschmack, sobald sie irgend einen Theil ihres Subjects komisch behandeln wollen, oder lächerliche Charaktere auf die Bühne bringen. — Denselben Contrast finden wir bey der aufblühenden Cultur der Neuern. Shakespears ernsthafte Scenen, sein Ausdruck für philosophische Gedanken, für edle Empfindungen, für tragische Leidenschaften, haben eine so große Richtigkeit, Schönheit und Ausarbeitung, daß die Länge der Zeit nichts an diesem Gemählde hat verwischen können, und noch unser Zeitalter diese Scenen ganz unverändert, in Gedanken und Ausdruck, beybehält und bewundert. Aber wie sehr ungleichen Gehalts sind seine Scherze? Wenn sein die Natur beobachtendes tiefes Genie

ihn auch hier noch begleitet, und ihm in der Darstellung komischer Charaktere diejenige Kraft gibt, die uns dieselbe noch immer anziehend macht, selbst wenn sie unnatürlich und übertrieben sind: so verläßt ihn doch sein Geschmack; — seine Sprache wird unedel, sein Gefühl von Schicklichkeit und Anstand leitet ihn nicht mehr; — er verbindet gelehrte Pedanterey mit Pöbelwitz. — Das ganze Alterthum kannte nur wenige gute Plaisanterien, es hatte bis auf den Lucian, der schon halb zu den Neuern gehört, kein einziges größeres Werk, wo komische Laune mit gutem Geschmack und Philosophie verbunden wäre. Glückliche Einfälle kannten sie, unter ihren Apophthegmen kommen auch scherzhafte von vielem Gehalt und guter Erfindung vor. Aber eigentlich lachen zu machen, auf eine Art, daß auch der vernünftige, fein gebildete Mann mitlachen kann, — und in den versteckten Sinn, oder in die geschmackvolle Einkleidung einer Posse, eine Nahrung für einen edlern Geist zu legen, indem der gemeinste durch das auffallend Komische ergötzt wird, das verstanden sie wenig.

Woher kömmt nun wohl dieß, daß Vollkommenheit und Ausbildung der menschlichen Ideen, in den Regionen des Verstandes und der Empfindung, eher Statt findet, als in denen des Witzes, besonders des leichten spielenden Witzes? Ist dieß der natürliche Gang, daß, so wie die Erfindungen für das unentbehrliche Bedürfniß denen, die zur

bloßen Bequemlichkeit oder zum Wohlleben dienen, vorangehen, so auch die Fähigkeiten des Menschen, die zu seinen ernsthaften und unentbehrlichen Beschäftigungen gehören, eher angebauet werden, als die, wodurch er sich bloß eine fröhliche Erhohlungsstunde verschafft? — Aber doch sehen wir, daß die eigentlichen ernsthaften Wissenschaften, die unmittelbar zur Glückseligkeit der einzelnen Menschen und der Staaten abzielen, sich weit später ausgebildet und gewisse Fortschritte gemacht haben, als die Dichtkunst, die doch im Ganzen mehr zum Vergnügen der Menschen als für ihre Wohlfahrt arbeitet: obgleich hinwiederum in der Dichtkunst selbst die ernsthaften Gattungen des Heldengedichts, der Ode und der Tragödie eher zur Vollkommenheit gelangt sind, als die bloß ergötzenden der Satyre, des Lustspiels, oder der so genannten poesies fugitives. Die Einbildungskraft wurde sicher früher beym Menschen beschäftigt als Verstand und Vernunft: aber die ernsthafte, finstere, mit tragischen oder erhabenen Bildern angefüllte Einbildungskraft war es, welche die ersten Geisteswerke hervorbrachte, auf welche die der fröhlichen spielenden Phantasie erst spät folgten.

Oder müssen, um Lächerlichkeiten in den Sitten zu finden, die nicht zugleich eckelhaft, schmutzig und niedrig sind, die Sitten des Volks selbst schon auf einen gewissen Grad verfeinert seyn? — Sind zu denjenigen Contrasten, welche der komischen

Muse den Stoff zu ihren angenehmsten Schilderungen geben, schon die mannigfaltigen verwickelten Verhältnisse unter den Menschen nöthig, die sich nur in großen Staaten und bey einer schon sehr verbreiteten Cultur finden? Vielleicht biethet das einfache Leben der ersten Generationen, die sich anfangen zu bilden, wenig Gegenstände dar, die belachenswerth und komisch sind, obgleich viele, die ernsthaft das Herz afficiren und in der Einbildungskraft große Bilder erwecken? Oder vielleicht liegen die komischen Verhältnisse tiefer, und erfordern eine längere Beobachtung: so daß die Menschen auf sie erst dann gerathen, wenn sie mit den mehr in die Augen fallenden ernsthaften und traurigen Begebenheiten, Vorfällen und Handlungen des menschlichen Lebens fertig sind.

Daß das Factum selbst für allgemein und richtig anerkannt werden müsse, läßt sich nicht bezweifeln. Denn ob es gleich anfangs scheint, daß ein Scherz, der sein Auditorium ergötzt, und eine Plaisanterie, die es zu lachen machte, zu jeder Zeit für einen guten Scherz, und für eine in ihrer Art vollkommene Plaisanterie zu halten sey: so ergibt sich doch nach einer genauern Prüfung bald, daß, wenn wir vom Werthe oder Unwerthe der Geistesprodukte irgend eines Zeitalters überhaupt zu urtheilen wagen, wir die Empfindungen der Menschen in dem gebildetsten Zeitalter zum Maßstabe nehmen müssen, — und daß, wenn diese Em-

pfindungen über die ernsthaften poetischen oder prosaischen Schriften einer alten Epoche, mit dem Urtheile und den Gefühlen der Zeitgenossen übereinstimmen, indeß sie von dem Urtheile derselben in Absicht der komischen und scherzhaften Producte jener Periode abweichen, die komische Muse einen mindern Grad von Vollkommenheit erreicht haben müsse, als die ernsthafte. — Die Beyspiele, welche gegen jenes Factum anzuführen wären, verlieren auch noch mehr von ihrer beweisenden Kraft, wenn man witzige Ideen von lustigen, und den Scharfsinn, der sich in feinen Anspielungen und schnellen Antworten zeigt, von dem Talente des Komischen unterscheidet. Von jenem sententiösen und apophthegmatischen Witze finden sich Beweise von den ältesten Zeiten der Cultur an: das Lächerliche und Lustige mit Geschmack und Feinheit vereinigt, findet sich erst in den Werken späterer Zeit. — Doch muß unter dieser spätern Zeit nicht die Zeit der im neuern Europa wieder hergestellten Wissenschaften verstanden werden. Terenzens Komödien enthalten unstreitige Züge eines feinen und ächten Komischen: und wir haben Ursache, Terenzen bloß für den Nachahmer und selbst für den Uibersetzer Menanders zu halten. Dadurch rücken also die Fortschritte der komischen Muse schon in eine ziemlich alte Epoche hinauf, ob sie gleich immer erst denen der epischen und tragischen in einer gewissen Entfernung nachfolgen.

Und aus welchen Ursachen ließe sich nun diese Erscheinung, wenn sie als richtig angenommen wird, erklären?

Der menschliche Geist, denke ich, ist seiner Natur nach zuerst mit der Erkenntniß und Darstellung des Wahren beschäftigt. Das Lächerliche aber ist eine Art der Absurdität, — eine Abweichung vom Wahren; — und die komische Darstellung geschieht durch eine geflissentliche Entstellung der geschilderten Gegenstände. Kein Wunder also, daß der Mensch, welcher noch mit Aufsuchung, Aufbewahrung und treuer Nachbildung der Natur in aller ihrer Mannigfaltigkeit zu thun hat, und nur erst wissen will, was da ist, und wie es da ist, — noch nicht auf die Ausartungen der Natur oder auf die Abweichungen von ihren Regeln aufmerksam ist, noch weniger sich selbst daraus ein Spiel macht, sie gleichsam zu verunstalten und zu verzerren, um über sie lachen zu können.

Der bey dieser Erklärung zum Grunde liegende metaphysische Satz scheint zwar allerdings etwas zu abstract zu seyn, um über ein so specielles Factum genugthuenden Aufschluß zu geben. Auch die Definition des Komischen, daß es eine Entstellung des Wahren, eine Uibertragung gewisser Prädicate auf Subjecte sey, denen sie in der Natur nicht zukommen, scheint zu enge zu seyn, und nur eine Unterart der großen Gattung des Komischen zu bezeichnen. Endlich scheint auch diese Ursache geschickter zu erklären,

warum die Menschen sich anfangs mit dem Lächerlichen gar nicht abgegeben, als warum sie sich mit platten und niedrigen Scherzen begnügt haben.

Aber demungeachtet enthält dieser allgemeine Satz gewissermaßen die Data zur Beantwortung, oder leitet wenigstens auf den richtigen Weg.

Es kömmt nähmlich darauf an zu wissen: welches ist das Wahre, mit dessen Aufsuchung der Mensch sich zuerst beschäftiget; welche Gegenstände fesseln seine früheste Aufmerksamkeit? Es ergibt sich allerdings, daß dieses solche sind, welche am wenigsten den Scherz und das Lachen zu erregen, oder die komische Laune zu erwecken und zu beschäftigen vermögen. Diese Gegenstände betreffen nähmlich seine Erhaltung und seine Sicherheit. In den frühesten Perioden der bürgerlichen Gesellschaft und den ersten der Cultur haben die Menschen mit ihren Bedürfnissen zu thun; sie müssen für Nahrung, Bedeckung und Wohnung sorgen, sie müssen sich gegen auswärtige Feinde wehren, oder gegen solche zu Felde ziehen, sie müssen innerlich ihre Ruhe durch Gesetzgebung feststellen. — Alles das sind ernsthafte Geschäfte, Gegenstände, die Anstrengung, znm Theil heftige und verdrießliche Leidenschaften, aber wenig Lustigkeit erwecken. Alle Begebenheiten der frühern Zeit sind dieser Lage der Menschen gemäß. Kriege, Verwüstungen, Blutvergießen, große Unglücksfälle, wechseln mit Errichtung neuer Staaten, Völker und Familien, Wanderungen und Eroberungen

gen ab. Dieß ist das eigentliche Zeitalter der Helden, das Theater epischer und tragischer Handlungen; — aber es ist nicht das der muntern Launen, des tändelnden Witzes, der nach Zeitvertreib schmachtenden Muße.

Was nun nicht geübt wird, das wird auch nicht vervollkommt. Die Erhabenheit und das Rührende hängt der Natur der Gegenstände und der Handlungen selbst an, oder liegt in der Natur der menschlichen Empfindungen. Aber das Komische, und noch dazu das feine Komische, will von ihm gesucht seyn, das ist seine eigene Erfindung. Und dazu hat dieses Menschenalter noch keine Zeit.

Eben dahin führt eine zweyte Betrachtung, die von einem andern Gesichtspuncte ausgeht. — Die Sinnlichkeit ist, was den Menschen zuerst beschäftigt. — Dann kömmt die Einbildungskraft an die Reihe. Dann der nachdenkende Verstand, welcher allgemeine Verhältnisse der Dinge aufsucht. Auf diese alle folgt erst der Witz, der unter den schon gefundenen allgemeinen Verhältnissen neue Vergleichungen macht, gewisse Aehnlichkeiten, gewisse Contraste auswählt, die etwas vorzüglich Gefälliges und Anmuthiges haben.

In den Werken des Geistes ist eben diese Succession sichtbar. Die ältesten Dichter schildern weit mehr den sinnlichen Anblick der Dinge, selbst die sinnliche Außenseite menschlicher Handlungen, als ihre innern Triebfedern. Es gibt in ihnen mehr

Bilder, welche die Phantasie füllen, als Gedanken, welche den Verstand sehr beschäftigen. Vom Witze ist kaum irgend eine Spur vorhanden. — Diese Einschränkung aber der Geistesbeschäftigung auf das Gebieth der Sinnlichkeit und der Phantasie, (wobey der Verstand natürlich mitwirkt, wenn auch nur als Gehülfe,) hindert nicht die Hervorbringung trefflicher Werke in den ernsthaften Gattungen, aber es hindert dieselbe wohl in der komischen und lustigen. — Denn im Erhabenen, Tragischen, oder ernsthaft Interessanten, kann auch der gebildetste Mensch, an den Eindrücken, welche die ersten und noch uncultivirten empfingen, Theil nehmen; — aber mitlachen über das, was ihnen komisch schien, das kann er nicht. Mitleiden und Furcht haben auch jetzt noch ihre Gegenstände in der sinnlichen und körperlichen Natur, oder in der sinnlichen Darstellung der geistigen: aber Lachen kann eine körperliche Mißgestalt, ein hinkender Vulkan, ein blutig geschlagener bucklichter Thersites nicht mehr erregen.

Eine dritte Reflexion bestätigt dieß noch von einer andern Seite.

Die Beobachtung des Sittlichen im Menschen, der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und deren Aeußerung, geschieht später als die Beobachtung des Leidenschaftlichen. Die Aufmerksamkeit der Menschen ist früher auf ihre Schicksale, ihre Glücks- und Unglücksfälle, ihre Thaten und Leiden,

als auf ihre innere Natur und ihren geistigen Zustand gerichtet. Was in den ältesten Dichtern von Charakterschilderung vorkömmt, ist mehr gelegentlich als geflissentlich. Es sind mehr Reflexionen, die wir aus ihren Werken herausziehen, als solche, die sie hinein legten. — Aber diese Beobachtung des sittlichen Menschen, die selbst schon eine spätere Operation des Geistes ist, muß doch noch erst vor der Wahrnehmung des Komischen und Lächerlichen im Betragen, besonders des feinen Komischen, vorhergehn, als welches in gewissen geringern Unschicklichkeiten und Widersprüchen der Handlungen und Meinungen der Menschen besteht. — Das Komische andrer Art ist gemein; das der sittlichen verlangt einen Sittenmahler, und dieser findet sich unter den ältesten Dichtern und Schriftstellern nicht.

Dazu kömmt viertens, daß, da die Abweichung vom Schicklichen, — es sey das Natürlich- oder Conventionell-Schickliche — den Stoff des Lächerlichen ausmacht, erst festgesetzt seyn muß, was schicklich sey, ehe man vieles lächerlich finden kann. Zuvor muß die Regel bekannt seyn, ehe etwas als eine Abweichung von der Regel erscheint. Daher muß, in der Zeit, wo das komische Talent seine Nahrung finden soll, nicht nur die höhere und natürlichere Moral, welche den wichtigen Handlungen der Menschen nach eben so wichtigen Endzwecken Gesetze vorschreibt, sondern auch die conventionelle Moral, welche die Gebräuche, Sitten und

das Uibliche der Gesellschaft in Kleinigkeiten regulirt, ins Reine gebracht seyn. — Wo jeder noch thut, was ihm gut dünkt, da ist alles recht, und nichts lächerlich. Aber nachdem die Menschen sich ein Gesetzbuch des Wohlstandes, so wie eines der Tugend, nach und nach gegeben haben, da gibt es auch Abweichungen von dem erstern, welche mit dem Lächerlichen, wie Abweichungen von dem zweyten, welche durch den Haß, den Abscheu, oder durch die Macht der Obrigkeit bestraft werden. — Nur eine cultivirte Zeit hat der Conventionen und Regeln so viele, und ist über das, was in jedem Verhältniß schicklich ist, so genau unterrichtet, und so pünctlich genau, daß die Abweichungen davon einen starken Eindruck machen, und die Schilderung solcher Abweichungen ein Gegenstand der Kunst werden können.

Eine fünfte Bemerkung erzeugt sich wieder aus der vorhergehenden Betrachtung. Man sieht nähmlich in der Geschichte der Geistesprodukte cultivirter Nationen sich das Komische und Lustige nach und nach einfinden und wieder verlieren. Unser Zeitalter scheint daran ärmer, als das Zeitalter unsrer nächsten Vorfahren zu seyn. In der Aufsuchung der Ursachen dieser Erscheinungen geräth man auf folgende zwey Gedanken:

Erstlich, — wenn komische Schilderungen Lächerlichkeiten und also Ungereimtheiten in den Sitten voraussetzen: so sieht man, warum dieselben

bey den ersten Uranfängen der Cultur gänzlich fehlen, auf frühern Stufen derselben selten sind, bey einer Mittelmäßigkeit derselben, wo ein Theil der Menschen noch roh, ein anderer sehr verfeinert ist, sich am häufigsten und reichhaltigsten finden, endlich bey noch größern Progressen einer Nation, wenn die feinere Ausbildung der Sitten sich weiter ausbreitet, mehr und mehr wegfallen müssen. Unser pedantischer Gelehrter ist nicht mehr in dem Grade pedantisch, unsere pretiösen und gelehrt seyn wollenden Frauenzimmer sind nicht mehr in dem Grade abgeschmackt und geziert, als sie es waren, da sich die Gesellschaft überhaupt in ihren Sitten erst zu bilden anfing. Jetzt ist die Erziehung aller gesitteten Stände einander gleicher, ihre äußere Aufführung ist einander ähnlicher geworden. Auch Thorheiten und Abgeschmacktheiten haben das Auffallende und Ungereimte verloren, welches sie so sehr lächerlich machte.

Dieß führt auf die zweyte der Betrachtungen, deren ich erwähnte: daß nähmlich das Komische, besonders auf dem Theater, die Verschiedenheit der Stände und ihrer Sitten voraussetzt, und fast immer nur die Sitten des untern oder mittern Standes dem höchsten nnd verfeinertsten zum Belachen darstellt. So wie sich der König- und Fürstenstand des tragischen Theaters bemächtigt hat, so hat das Komische sich eigentlich den Bürger und die bürgerlichen Sitten ausgewählt. — Ein großer Theil

des Lächerlichen in denselben besteht in der ungeschickten Nachäffung der Sitten der Großen. — Durch diese Absonderung der Stände ist erst das entstanden, was man feine und große Lebensart, was man Welt und Hofsitten nennt. Und nachdem diese Lebensart erst eine gewisse bestimmte Gestalt gewonnen hatte und in Achtung gekommen war, — dann erst wurden die Unschicklichkeiten einer weniger gebildeten Classe, oder die Prätensionen, welche dieselbe auf Vollkommenheit machte, in einem vorzüglichen Grade lächerlich.

Nun diese Absonderung der Stände, oder vielmehr diese Verschiedenheit in den Sitten und der äußern Aufführung der Stände, fehlte in den ältesten Zeiten gänzlich. Alle Classen redeten ungefähr dieselbe Sprache, betrugen sich nach denselben Regeln der Höflichkeit, hatten gleiche Vergnügungen und fällten gleiche Urtheile über das Schickliche. Nirgends war also ein reicher Stoff für das Belachen da noch niemand in der genauen Beobachtung des Anstandes einen Ruhm suchte. — In den Zeiten der neuern europäischen Cultur stieg dieser Unterschied aufs Aeußerste. Die adelichen und bürgerlichen Sitten contrastirten ausnehmend, und des Seltsamen und Lächerlichen war in den mittlern Classen der Gesellschaft viel. Heut zu Tage haben sich die untern Stände um vieles herauf gearbeitet. Sie haben daher nicht mehr für den komischen Spötter einen so reichen Stoff dargebothen. Die Natur der Dinge selbst hat das sogenannte Drama, die Erfindung unsrer Zeiten, mit der sich die parteyischen Verehrer des Jahrhunderts Ludwig des Vierzehnten nicht aussöhnen wollen, hervorgebracht. Der Bürgerstand hat zu Charakterschilderungen und rührenden häuslichen Scenen mehr Stoff gegeben, als zu auffallend lustigen Possen. Es hat auf dem Theater nicht mehr unnatürlich scheinen können, Bürger in einer edeln Sprache reden zu lassen, da

auch in der wirklichen Welt der Bürger eine edlere Sprache redet, und sich durch Verstand und feine Empfindung auszeichnet.

Den Beschluß der Untersuchung mache ich mit folgender Reflexion.

Um Verhältnisse unter den Dingen wahrzunehmen, müssen erst die Dinge erkannt seyn. Um Verhältnisse einer bestimmten Art unter ihnen zu finden, muß zuvor eine große Anzahl von Dingen mit ihren Beschaffenheiten der Beobachtung bereit vorliegen. Nun sind aber die komischen Verhältnisse etwas Eigenthümliches, und man kann sagen, etwas Seltnes in ihrer Art. Hundert Dinge können neben einander gestellt seyn, hundert Vorfälle können vor unsern Augen geschehen, ehe unter ihnen ein einziger solcher Contrast gerade derjenigen Art vorkömmt, als nöthig ist, um Lachen zu erregen. Wer also des Komischen und Lächerlichen viel zusammenbringen, wer daraus die Hauptfarbe eines ganzen Werks machen will, der muß erstaunlich viel Dinge, Beschaffenheiten, Begebenheiten wissen, und in seinem Gedächtnisse bereit liegen haben, — er muß, um neue recht lächerliche Zusammensetzungen zu machen, die Bestandtheile aus dem ganzen weiten Kreise der Welt und der Geschichte nehmen können. — Das feine, das geschmackvolle Komische schränkt seine Wahl noch mehr ein, und setzt also noch eine weitere Sphäre der Dinge, unter denen er wählen kann, voraus. Dieß war nicht die Sphäre der Homere und der ersten großen Schriftsteller. — Selbst die der ersten großen Genies unter den Neuern war noch eingeschränkter als die unsrige. Nicht eben die Gründlichkeit der Kenntnisse wird zu komischen Schilderungen erfordert, aber die Menge und die Mannigfaltigkeit derselben. Deßwegen war Voltaire gerade der Mann, welcher in denselben excelliren mußte. — Er übersah einen erstaunlich weiten Raum von Sachen und Personen aus der

alten und aus der gegenwärtigen Welt: sein Gedächtniß war angefüllt mit unzähligen Datis zu allen möglichen Combinationen des Witzes. Wer kann wohl, ohne viel Menschen zu kennen, und ohne viel Anecdoten von diesen Menschen zu wissen, reich an Scherzen und unterhaltenden Erzählungen seyn? Der Funke des Witzes und der Spötterey springt erst aus dem Reiben vielerley Gegenstände an einander hervor. Der denkende Verstand, die lyrische Einbildungskraft, das tragische Gefühl kann sich in einem einzigen Gegenstande versenken, und findet oft ihre Erhabenheit selbst in der Einfachheit ihres Gegenstandes: aber der Witz und der Spott will durchaus Mannigfaltigkeit und Reichthum der Gegenstände haben. Er hupft und springt leichtsinnig von einem zu dem andern. Und so wie diese Gewandtheit des Geistes, diese Art von Leichtsinn, zwar nur eine kleine Vollkommenheit, aber doch nur eine später erscheinende Vollkommenheit ist, so ist auch jener Uiberfluß von Materialien, welche man gleichsam sich schon zu eigen gemacht hat, daß man jetzt nur noch mit ihnen spielen darf, nur die Folge einer langen und bey einer Nation tief eingewurzelten Cultur.

Uiber
Lessings Laocoon.

Mit der Gesinnung, mit der ein Mann, der weder ein Künstler noch Kunstrichter ist, vor eine Statüe tritt, nicht um neue Schönheiten zu entdecken, noch neue Grundsätze heraus zu ziehen, sondern nur das auch für seinen Theil zu empfinden, was andere Leute von gutem Gefühl vor ihm empfunden haben; nicht um erzählen zu können, was er gesehen hat, sondern um sich mit dem Anblick zu sättigen; und, wenn es möglich ist, gedankenreicher wegzugehn als er gekommen war, in der Verfassung lese ich jetzt den Laocoon. Das Buch ist so längst bekannt, gelobt, bewundert, beurtheilt, getadelt worden, daß eine Kritik, die bloß bekannt machen sollte, viel zu spät käme, und die Stimme einer einzelnen Person bey einem Werke, das schon das Urtheil der Nation ausgehalten hat, in keine Betrachtung mehr kommt. Noch vor kurzem hat ein Mann von Tiefsinn und Gelehrsamkeit über dieses Werk ein neues geschrieben *). Man kann also nicht erwarten, daß auch für den denkenden Kopf viel Seiten übrig gelassen sind, von denen diese Gegenstände sich betrachten ließen. Aber das ist

*) Herders kritische Wälder, erster Theil.

noch vielleicht übrig, der Reihe der Lessingschen Ideen unverwandt nachzugehen; sie, so wie sie sich in seinem Kopfe entwickelt haben, (denn in der That ist sein Buch mehr eine Geschichte seiner Meditation, als das bloße Resultat derselben) sich auch in seinem entwickeln zu lassen; bloß den Faden, wenn er, um durch angenehmere Wege zu führen, Krümmungen macht, abzukürzen und gerader zu leiten, so durch die Uibersehung des ganzen Weges die einzelnen Abweichungen zu berichtigen, und wenn es möglich ist durch den Zusammenhang des Ganzen zu widerlegen; anstatt Irrthümer aufzusuchen, wozu einzelne Stellen Anlaß geben könnten.

Keine Werke sind so fähig, uns über die Art der Operationen der menschlichen Seele aufzuklären, als die, wo uns nicht die Ideen, nachdem sie hervorgebracht und in ein gewisses vollständig scheinendes Gebäude geordnet worden, bloß gezeigt werden, sondern wo wir sie selbst hervorbringen sehen. Fast jeder Mensch, der selbst denkt, muß eine Erfahrung bey sich gemacht haben, die, wie mich deucht, auch die Werke unsers Verfassers bestätigen. Es gibt eine gewisse Veränderlichkeit der Meinungen, eine Art von Widersprüchen, deren nur ein solcher Kopf fähig ist. Wenn man das Vergnügen zu denken einmahl genossen hat; wenn man im Stande ist, es sich zu verschaffen, so ist man immer bereitwilliger, eine neue Reihe von Reflexionen anzufangen, als sich seiner alten wieder zu erinnern. Ohne daran

zu denken, wo uns diese Reihe hinführen könnte, überlassen wir uns bloß dem Hange und der Beugung, die unsre Ideen nahmen. Kommen wir an demselben Ziel an, wo wir ehemahls auf einen andern Wege, von einer andern Seite hintrafen: gut: wir freuen uns, unsre ehemahligen Meinungen als alte Freunde unvermuthet wieder zu finden, und empfangen sie mit desto brünstigerer Zuneigung. — Aber wir suchen sie nicht auf; wir sind nicht zum voraus schon vorbereitet, keine andern Ideen aufzunehmen, als die sich zu denselben passen; wir sind nicht unzufrieden, wenn wir die Wahrheit in einer andern Gestalt wieder treffen, als in der sie sich uns ehemahls darboth. Um auf dem Wege des Raisonnements gleichförmig fortzugehen, ist nothwendig, sich schon das Ziel, wo man hindenkt, vorgesteckt zu haben, es immer im Gesichte zu behalten und seine ganzen Ideen dahin zu lenken, wo sie am Ende eintreffen sollen. Aber eben das ist der Weg, sich ewig in einen engen Kreis von Begriffen einzuschließen, sich alle Mittel, Vorurtheile abzulegen, oder neue Wahrheiten zu entdecken, zu benehmen, und Irrthümer zu verewigen, die sonst nur Einfälle gewesen wären. — So wie die Uibereinstimmung in den Meinungen mehrerer Personen beynahe sobald wegfällt, als diese mehrere Personen nicht bloß nachsprechen, sondern wirklich denken, so ist gemeiniglich diese völlige Uibereinstimmung mit sich selbst nur alsdann möglich, wenn man über jede

Sache nur einmahl denkt, und einmahl gemachte oder angenommene Grundsätze ewig zu dem Maße aller seiner künftigen Einsichten und Urtheile macht.

Dieser freye ungebinderte zügellose Lauf der Meditation; diese mehr auf Gerathewohl als zu einem besondern Entwurf angefangene Untersuchung; diese Entwickelung der Ideen durch ihre natürliche Fortschreitung, ohne vorher bestimmten Endzweck; diese Erweiterung des Plans mit jeder Stuffe der Entwickelung; mit einem Worte, diese vor den Augen des Lesers selbst angestellte Untersuchung, diese ist der Charakter beynah aller Lessingscher Werke und auch dieses insbesondre. Wenn sich in einem reichen Kopfe aus der Menge von Vorstellungen, die in demselben schlummert, eine hervorhebt, so wirft sie auf einmahl einen Glanz auf eine ganze Reihe anderer, die er alsdann erst gewahr wird. Von dieser Entdeckung gereitzt, und durch das Vergnügen des Arbeitens selbst, mehr als durch irgend eine Belohnung der vollendeten Arbeit, angetrieben, bringt er die Begriffe so nacheinander zur Klarheit, wie eine zuerst auf die andere ihr Licht fallen ließ. Sein Buch wird eine Erzählung seiner eigenen Veränderungen. — Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, wird für den Leser, der auch die Operation kennt, die hier vorgeht, der selbst zuweilen die Versuche macht, die er hier ausgeführt sieht, für den wird das Buch wichtiger seyn, als ein ausgearbei-

tetes ganz vollendetes Werk von längst gesammelten Ideen. Nicht der Nutzen der Sachen, selbst nicht die Richtigkeit der Begriffe, sondern die Kraft der Seele, mit der sie hervorgebracht werden, wird ihn für den Schriftsteller einnehmen; er findet in ihm ein Muster seines Nachdenkens, wenn er auch keine Principia zu denselben finden sollte.

Meinen Geist, ich gestehe es, hat eben deßwegen keine Lectüre so genährt, keine so sehr meinen Kopf in der Disposition zu denken zurückgelassen, keine mir selbst mit einer so großen Idee meiner Fähigkeit geschmeichelt, als die Lessingschen Werke. Noch ein andrer Vorzug ist ihnen eigen, der gerade dazu gehört, wenn man gern einem denkenden Kopfe während der Arbeit des Nachdenkens selbst zusehen soll: eine Genauigkeit und Kraft des Ausdrucks; eine Vollständigkeit und eine gewisse Rundung aller Theile jedes Begriffs; eine immer genau bezeichnete Folge von einem Begriffe zu dem andern; eine gewisse lebende anschauende Rede, die die ganze Idee mit allen ihren Schattirungen durchscheinen läßt, und der Art dieser Vorstellung so genau anpaßt, daß man zweifelhaft ist, ob es Gedanke oder Ausdruck ist, welcher zuerst den andern hervorgebracht hat. — Unsere Sprache erlaubt einem Schriftsteller, der eine gewisse Gewalt über sie hat, so einen weiten Umfang der Freyheit; sie läßt sich in so viele und so mannigfaltige Wendungen beugen; sie gibt den Ideen des Schriftstellers

so nach, das es in ihr mehr als in einer andern möglich ist, jeden leichten Riß, jede nur halb entworfene Spitze der Gedanken doch verständlich und einnehmend zu machen. Herr Lessing kennt, so sehr nur irgend ein Andrer, diese Vortheile. In jedem Gedanken durch den Ausdruck gerade die Idee am lebhaftesten in die Seele zu bringen, die die vornehmste des Gedankens seyn soll; die Aufmerksamkeit allemahl gerade auf den Punct rege zu machen, den er am meisten will gesehen wissen; fremde oft gemeine Redensarten und Wörter durch die Stelle, in der er sie setzt, entweder einleuchtend zu machen oder zu veredeln; das ist ein Verdienst, das ihm unter unsern Schriftstellern vorzüglich eigen ist. Aber eben dieses Talent, so nothwendig es jedem denkenden Geiste ist, so ist es doch auf der andern Seite auch im Stande, ihn zuerst, und dann seine Leser, zu verblenden. Eine schwache Verbindung der Begriffe, entfernte Aehnlichkeiten können uns, wenn sie durch einen glücklichen Ausdruck in ein helleres Licht gesetzt worden, so sehr rühren, daß wir sie für sehr starke und innere Verhältnisse halten. Die Gedanken werden einigermaßen durch die Zeichen derselben bestimmt, und das, was einfältig oder schlecht ausgedrückt, uns selbst unrichtig oder zweifelhaft geschienen hätte, kommt uns unter der passendern und einleuchtendern Bezeichnung, die wir ihm gegeben haben, wahr und ausgemacht

vor.

vor. So wird die Seele oft von ihrem eigenen Lichte geblendet.

Man muß uns diese allgemeinen Betrachtungen bey einem Werke und einem Schriftsteller erlauben, bey dem es nicht der geringste Nutzen seiner Leser ist, die menschliche Seele in einer vorzüglichen Größe und die Ausübung ihrer beßten Fähigkeiten kennen zu lernen.

Wir setzen uns also mit ihm zu dem Buche des Winkelmanns und lesen. Winkelmann vergleicht den Laocoon des Virgils mit dem Laocoon des Künstlers. Der erstere schreyt, der letztere seufzt nur. Das Factum ist richtig. Aber wie erklärt es Winkelmann? „Es ist, sagt er, der Ausdruck einer großen Seele, eines mit dem Schmerze ringenden Geistes, es ist der natürliche Ausdruck von dem Leiden eines Helden.“

Wie; (so stelle ich mir vor, hat Lessing gedacht, da er diese Stelle las) diese Mäßigung in dem Ausdrucke der Leidenschaft, soll bey dem Künstler bloß den Zweck haben, die Größe und die Weisheit der Seele zu bezeichnen? Aber das ist ja ein Zweck, der Künstlern und Dichtern gemein ist. Warum wollte denn Virgil seinen Laocoon nicht auch als einen Helden erscheinen lassen? warum Sophokles nicht seinen Philoktet? denn bey dem finde ich doch nicht bloß unterdrückten, sondern auch lauten, unverstellten, schreyenden Schmerz. — Wenn dieser Ausdruck einer großen

Seele bloß den Künstlern eigen ist, so muß der Grund davon wohl mehr in dem Eignen ihrer Kunst als in dem Gemeinschaftlichen der menschlichen Natur liegen. — Und dann, das ist nicht einmahl wahrer Ausdruck einer großen Seele nach griechischen Begriffen. Ihre Helden, so wie sie uns von ihren vornehmsten Dichtern beschrieben werden, empfinden den Schmerz lebhaft und drücken ihn ohne Rückhalt aus. — „Aber ist denn das geduldige Ertragen des Leidens nicht auch Stärke der Seele?" Nicht sowohl Stärke der Seele, als Unempfindlichkeit und Abhärtung; und eben diese vernichtet den Werth der Tapferkeit mehr, als sie sie erhebt; das ist die Tapferkeit der Wilden. — Aber den Schmerz zu fühlen, und ihn für das Gute des Endzwecks übernehmen, das ist griechischer Heldenmuth. — Also, wenn der Ausdruck des höchsten Schmerzes doch noch mit der Größe der Seele bestehen kann, so muß es eine andere Ursache geben, warum die Künstler ihn vermieden haben. Und welche ist diese?

Der höchste Ausdruck der Leidenschaft ist allemahl eine gewaltsame Bewegung der körperlichen Theile, er verstellt oder vermindert also die Schönheit der Gestalt, indem er die Verhältnisse derselben zerrüttet; und der Künstler will Schönheit.

Wenn dieser Grund aber befriedigen soll, so muß also Schönheit vor Ausdruck gehen; so muß die Annehmlichkeit der Form ein höherer Endzweck

der Kunst seyn, als die Vorstellung der Leidenschaft. — Gerade so war es auch bey den Griechen. Das beweisen ihre Gesetze und die Uibungen ihrer Künstler. Die einen verbiethen die Nachahmung häuslicher Gegenstände, und schränken auf alle Weise die Nachbildung bloß einzelner Gegenstände ein. Diese verminderten den Ausdruck der Leidenschaft, um die Schönheit der Form durch eine zu heftige Bewegung der Theile nicht zu stören; und sie verbargen diesen Ausdruck sogar, wo er der Verfassung der Person nach nothwendig gewesen wäre. Das war der eigentliche Zweck des Timanthes, da er seinen Agamemnon verhüllte, nicht die Unfähigkeit der Kunst, den höchsten Grad des Schmerzes auszudrücken.

Aber wenn auch Schönheit nicht durch den Ausdruck der heftigsten Leidenschaft gestört würde, so hätte doch der Künstler noch Ursache, ihn zu vermeiden. Der Künstler macht für das Auge nur einen einzigen Augenblick. Die Imagination allein kann diesen Augenblick vervielfältigen, indem sie sich die vorhergehenden und die nachfolgenden hinzudenkt. Aber wenn das geschehen soll, so muß es nachfolgende Augenblicke geben; so muß das, was der Künstler von der ganzen Action zeigt, nicht das seyn, was in der Succession der darunter begriffenen Veränderungen das Aeußerste ist. — Ferner das Werk des Künstlers ist unveränderlich und fortdauernd; also muß er auch die Gegenstände, die

ganz augenblicklich sind, vermeiden; und der höchste Schmerz ist es.

Dieses Gesetz bestätigt sich, indem es zugleich den Poeten rechtfertiget, der demselben entgegen handelt. Durch die höchste Leidenschaft wird die Schönheit verunstaltet. Aber Schönheit des Körpers ist nicht das, wodurch die Dichtkunst gefallen will; es ist Schönheit der Seele durch Handlungen ausgedrückt: hier also ist der Ausdruck ein höheres Gesetz als die Schönheit. — Leidenschaft ist nur augenblicklich. — Aber die Poesie braucht nicht bloß einen Augenblick zu schildern, sondern ganze Successionen; bey ihr dauert also das Bild nicht länger, als bis der Dichter ein neues darauf folgen läßt, und das kann mit eben der Geschwindigkeit geschehen, mit der die Natur diese Zustände selbst auf einander folgen läßt.

„Aber wie im Dramatischen, wo für Auge und Einbildungskraft zugleich gemahlt wird? und doch hat Sophokles sich des Vorrechts der übrigen Dichter in diesem Stücke bedient."

Ganz gewiß liegt der Grund in dem Unterschiede des sich bewegenden Gemähldes auf der Scene, und des stillstehenden auf der Leinwand: — — —

Philoktets Schmerz ist nicht eine Krankheit, sondern eine Wunde. Darüber hat die Imagination schon mehr Gewalt, es sich lebhaft vorzustellen.

Es ist nicht bloß Schmerz, sondern Verlassung, Hülflosigkeit, Einsamkeit, lauter Leiden der Seele, die aber alsdann nur recht empfindlich werden, wenn das körperliche Leiden die Bedürfnisse des Trostes und des Beystandes vergrößert. — Es ist wahr, der Dichter erreicht seine Absicht in dem körperlichen Schmerze am wenigsten, wenn es bloß seine Absicht ist, in uns ähnliche Empfindungen hervorzubringen. Aber sein Zweck ist der gar nicht. Er will Hochachtung und Liebe für seinen Helden einflößen; und was kann das mehr, als alle Zeichen des äußersten Schmerzes, und doch keine einzige Bewegung, keine Begierde, keine Handlung sehen, diesen Schmerz durch unanständige Mittel wegzuschaffen? wie kann man anders die Größe der Kraft zeigen, als wenn man zuerst die Größe des Widerstandes zeigt, den man durch diese Kraft überwinden läßt?

Endlich, der Künstler erregt seine Bewegungen in dem Gemüthe der Zuschauer nur immer unmittelbar; die Situation des Helden selbst ist das Einzige, was sie hervorbringt; sie sind also nur einfach wie diese. Der Dichter kann auch eine Art von abgeleiteten Bewegungen erregen; er kann die ersten Zuschauer von Handlungen und Begebenheiten seiner Helden selbst wählen; diese durch ihre besondre Verfassung auf so mannigfaltige Art durch die Leiden des erstern rühren lassen; in ihrer Seele das allgemeine sympathetische Gefühl des

Schmerzes auf so vielfache Art modificiren, daß bey dem letzten Zuschauer, für den endlich das ganze Werk bestimmt ist, durch die Vermischung, ganz andre Empfindungen entstehen, als die durch die bloßen Zeichen des Leidens erregt werden können.

Ist also ein Grund, warum der Künstler seinen Laocoon nicht schreyen ließ, kein Grund, warum nicht der Dichter ihn auch hätte können seufzen lassen: so wird, wenn das eine ja die Copie des andern seyn soll, das am ersten die Nachahmung seyn, wo die Aenderungen des Originals am begreiflichsten und nothwendigsten sind. Virgil hätte ohne Noth geändert, wenn er den Künstler nachgeahmt hätte. Das Schöne für den Anblick ist auch schön für die Imagination. Aber der Künstler änderte aus Uiberlegung und aus Bedürfniß der Kunst. Beym Virgil windet sich die Schlange zweymahl um Brust und Hals; auf der Statüe windet sie sich um die Schenkel. Das letztere wäre für den Dichter ein eben so schönes Bild gewesen; aber für den Künstler war das erste schlecht, weil Brust und Hals offen, unversteckt seyn mußten, wenn nicht ein großer Theil des Ausdrucks verloren gehen sollte.

Wenn also der Dichter und der Mahler in der Bearbeitung einerley Gegenstandes oft von einander abweichen müssen, so ist es abgeschmackt, vorauszusetzen, daß sie sich einander nothwendig nachgeahmt haben müssen, und sie nach dieser Voraus-

setzung zu erklären. — „Aber es herrscht doch zwischen den Gegenständen der Dichter und Mahler eine so handgreifliche Aehnlichkeit. Und woher diese, als weil die Mahler ihre Süjets aus den Werken der Dichter nehmen?" — Ihre Süjets allerdings, aber nicht das Muster ihrer Bearbeitung. Wenn sie Begebenheiten mahlen wollten, so mußten die Begebenheiten irgendwo aufbehalten worden seyn; und von den ältesten, den Götter- und Heldengeschichten waren nur die Dichter die Bewahrer. Also zusammentreffen mußten sie nothwendig, so oft sie beyde einerley Stoff vor sich hatten; aber in der Art der Behandlung, in dem Gebrauch dieser Materialien mußten sie eben so verschieden seyn, als sie in der Wahl derselben gleichförmig waren.

Dichter und Mahler haben beyde Götter und Göttinnen vorzustellen. Aber bey den letztern ist das erste Augenmerk, sie überhaupt kenntlich zu machen; bey den ersten nur ihre gegenwärtige Handlung zu zeigen. Bey den letzten ist es nothwendig, den allgemeinen Charakter, wodurch der Gott zu dem Gott wird, allenthalben auch in ihren besondersten Handlungen und Begebenheiten beyzubehalten; bey den ersten wird der Charakter schon durch das bloße Werk und die Idee, die dieß rege macht, erhalten. Der Dichter hat volle Freyheit, das Wesen, das einmahl in unsrer Imagination bestimmt ist, in noch so abwechselnde Veränderungen zu setzen. Sobald wir einmahl wissen, wer

die Person ist, so dauert ihre Identität der Person in unsrer Idee fort, der gegenwärtige Zustand mag von einem alten schon vorher uns bekannten Zustande noch so sehr unterschieden seyn. Aber eine Unbekannte muß man uns nicht in einer andern Situation, unter andern Umständen zeigen, als in der wir sie schon zum voraus erwarten, oder wir verkennen sie gänzlich. Venus kann beym Dichter zürnen, denn wir verlieren doch die schöne, gefällige, liebkosende Venus nicht aus den Augen, die nur für eine Zeitlang diese ihre fremde Gestalt angenommen hat. Bey dem Künstler wäre sie nicht Venus mehr.

Also wo es vornehmlich darauf ankam, gewisse Personen und Wesen kenntlich zu machen; da mußte oft der Künstler von seinem höchsten Gesetz Ausnahmen machen, und das Charakteristische dem Schönen vorziehen. Die Religion machte eine solche Nothwendigkeit. — Also ist es kein Einwurf gegen dieses Gesetz, wenn bey Werken, die für Tempel gemacht waren, dasselbe nicht beobachtet ist. Um zu beständigen sichern Begriffen von den alten Kunstwerken zu gelangen, wird man den Umfang dieses Wortes einschränken müssen. Nur wo der Künstler nichts als seine Kunst zum Zweck und zur Regel hatte; wo ihn keine äußern Ursachen einschränkten: nur die werden Beyspiele und Erfahrungen für den Kenner werden können, seine Regel daraus zu abstrahiren.

Was aber der Künstler durch beygelegte Sinnbilder erst kenntlich machen muß, das sagt der Dichter bloß durch das Wort, und hat also diese allegorischen Kennzeichen nicht nöthig. — Es ist also Fehler, wenn er das, was der Künstler aus Armuth und Noth als eine Schönheit nachahmt, wenn er seine Götter oder allegorischen Wesen wie Statüen mit ihrem ganzen Rüstzeuge aufstellt, anstatt sie wie belebte Wesen handeln zu lassen.

Caylus ist so sehr besorgt, dem Künstler und Mahler neue Süjets zu geben. Aber zuerst verlangt der Künstler nicht diesen Reichthum, und zum andern ist er ihm unbrauchbar. Er verlangt ihn nicht, weil überhaupt bey ihm die Erfindung das kleinste Verdienst ist, und noch mehr, weil er gern alte bekannte Gegenstände mahlt oder in Gruppen darstellt, um gleich bey dem ersten Anblicke verstanden zu werden. — Er ist ihm unbrauchbar, weil ihm Nachahmung der schönsten Gemählde des Dichters oft durch das Wesen seiner Kunst unmöglich gemacht, auch öfter durch die Absicht derselben verbothen wird.

Unmöglich gemacht wird ihm, zum Beyspiel, der Unterschied zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Der Dichter nimmt diesen Unterschied an, ohne ihn genau zu bestimmen. Er läßt es der Imagination frey, ihn sich nach der Verschiedenheit der Wirkungen so groß zu denken, als es ihr gefällt.

Aber der Mahler muß diesen Unterschied fixiren, ihn auf ein gewisses Maaß bringen, und eben dadurch das, was in dem dichterischen Bilde groß war, entweder erniedrigen, oder ungeheuer machen.

Das Unsichtbare ist bey dem Dichter eine bloße Idee, bey dem Künstler wird es eine Art von Mummerey. Die Wolke, die bey dem Ersten diese Unsichtbarkeit bloß andeutet, ohne die Art und Weise derselben zu bestimmen, wird bey dem Andern eine wirkliche Hülle, die dem gerade widerspricht, was sie andeuten soll. Sind es noch dazu Götter, die unsichtbar gegenwärtig sind, so wird eine Wolke, die sie verbirgt, doppelt unschicklich, weil sie gerade da zu seyn scheint, um das Daseyn eines Wesens merklich zu machen, das sonst seiner Natur nach unsichtbar seyn würde.

Unmöglich gemacht wird ihm die Nachahmung aller der sich bewegenden fortgehenden Gemälde, die nicht eine einzige Situation, sondern die eine ganze Folge derselben schildern, und die das Eigenthum des Dichters sind. Malen heißt bey dem Dichter eine so lebhafte Vorstellung in der Imagination erregen, daß man die Sache zu sehen glaubt. Zu diesem Bilde, das die Imagination sich machen soll, kann der Dichter nur immer einige, aber die Hauptzüge geben; er kann den Gegenstand nur durch gewisse Eigenschaften und Bestimmungen charakterisiren. Wenn er nun gerade die zu wählen weiß, die die Imagination am meisten in den Stand setzen,

die übrigen hinzu zu setzen, und so zu sagen, das ganze Individuum vollständig zu machen; wenn er sie in dem Lichte zu zeigen weiß, daß er die Einbildungskraft wirklich ins Spiel bringt und rege macht, diese übrigen Bestimmungen hervor zu bringen: so hat er gethan, was er sich vorsetzte, er hat Illusionen erregt, und diese Illusionen sind seine Gemählde. Alle diese Bestimmungen, durch die er der Einbildungskraft so zu sagen nur den Weg weist, wo sie hinsehen soll, ihr gleichsam nur die Data gibt, woraus sie ihr Geschöpf zusammen zu setzen hat, können aber sowohl auf einander folgende Veränderungen, als zugleich seyende Bestimmungen seyn; und die ersten sind eigentlich sein Eigenthum. Wo also der Dichter am meisten mahlt, d. h. die Sache durch die meisten Handlungen und Veränderungen der Einbildungskraft bezeichnet, da wird der Mahler am wenigsten Stoff für sich finden. Und eine einzige Situation, die der Dichter nur mit Einem Worte anzeigt, bey der er gar keine Arbeit und kein Verdienst hat, als daß er sie nennt, kann die reichste mahlerische Composition geben.

Dieser Unterschied dichterischer und mahlerischer Schilderungen hat noch einen höhern Ursprung. Die Zeichen der Mahlerey sind coexistent. Also nur das Coexistirende, nur Körper kann sie eigentlich nachahmen; und Handlungen nur, in so fern die gegenwärtige Stellung eines Körpers eine vorhergegangene Bewegung desselben, und die-

se Bewegung eine Handlung andeutet, durch die sie ist hervorgebracht worden. — Die Zeichen der Dichtkunst sind successiv. Also ist ihr Gegenstand eigenlich das Successive. Veränderungen, und in so fern diese gewirkt werden, Handlungen. Körper, nur in so fern die Handlungen Subjecte haben müssen, und diese Subjecte durch die Handlungen bestimmt werden. — So schildert Homer die körperlichen Gegenstände durch die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen sind, durch die Art ihrer Entstehung.

„Aber der Dichter kann doch Körper beschreiben, und Homer thut es wirklich.“

Beschreiben? Allerdings: denn wie wäre es sonst möglich, irgend eine Kenntniß der Körper zu haben, wenn man nicht ihre Eigenschaft mit Worten auszudrücken wüßte? Aber durch diese Beschreibung täuschen, der Imagination ein vollständiges Bild des Ganzen verschaffen; eben die Art des Eindrucks machen, als wenn man die Sache oder ihr Gemählde sähe: das kann er nicht, und das sollte doch eigentlich sein Zweck seyn. Wo Täuschung erregt werden soll, muß der Eindruck der Empfindung ähnlich seyn. Empfindung unterscheidet sich von allen übrigen Arten der Vorstellung durch die schnelle augenblickliche Uibersehung des Ganzen; durch die Theilheit und Untheilbarkeit der Idee in der die Eindrücke jedes Theils enthalten und vermischt sind, ohne sich zu unterscheiden. Bey der Beschreibung der Körper mit Worten ist weder die-

se Geschwindigkeit noch diese Vollständigkeit möglich. Die Vorstellungen der Theile folgen einzeln auf einander: und dann ist unter allen nur immer die Vorstellung des letztern die klare; die übrigen sind verloschen oder schwach, und das Ganze wird niemahls vollendet.

Hier sind wir also bey den Grenzen der Poesie und Mahlerey; zwey auf einander folgende Zustände einer Sache zu gleicher Zeit zu zeigen; zwey Zeitpuncte in einem Gemälde zu vereinigen, ist ein Eingriff in die Rechte der Poesie. Theile eines Gegenstandes, die zugleich gesehen werden müssen, stückweise nach einander zuzuzählen, ist ein Eingriff in die Rechte der Mahlerey.

„Aber Homer schildert doch Körper.“

Zuerst gibt es an diesen Grenzen ein gewisses gemeinschaftliches Gebieth; und zwar für die Poesie noch ein weiteres.

Der Mahler darf zuweilen durch die Stellung seiner Körper den Zustand, in dem sie den Augenblick vorher gewesen sind, mit dem gegenwärtigen zugleich anzeigen. — Der Dichter kann zuweilen Körper, wenn er sie kurz charakterisiren kann, beschreiben.

Zum andern, wenn Homer alle seine Beschreibungen in Geschichte verwandelt, wenn er erzählt anstatt zu beschreiben, so ist eben dieses Beyspiel ein Beweis, daß er bloße Beschreibungen für unfähig gehalten hat, zu gefallen. So ist es mit

dem Schild Achills. Erstlich anstatt es uns selbst zu beschreiben, erzählt er uns die Handlungen, durch die es zusammengesetzt worden ist. Zum andern, jedes Gemählde auf dem Schilde selbst verwandelt er in eine Geschichte; er erzählt nicht bloß, was der Künstler aufs Schild gemacht hat, sondern die ganze Handlung, aus der jener einen einzigen Augenblick geschildert hatte. So haben wir zugleich den Vortheil, daß viele Gemählde des Achillischen Schildes sich in ein einziges zusammen ziehen, und daß wir nicht mehr so ängstlich nach Raum zu so vielen Bildern suchen dürfen. Das Gegenwärtige und Zukünftige, was der Künstler nur mußte errathen lassen, das beschrieb Homer. Aber deßwegen durfte es nicht ein neues Gemählde auf dem Schilde seyn.

Unter allen körperlichen Gegenständen ist körperliche Schönheit das, was am meisten des augenblicklichen unmittelbaren Anschauens bedarf, was am nothwendigsten mit einem einzigen Blicke gefaßt werden muß, wenn es Illusion erregen soll; also ist es gerade das, was der Dichter am wenigsten schildern muß. — Der Dichter kann nichts als (so wie Ariost bey seiner Alcina) abstracte Begriffe von gewissen Theilen der Schönheit geben, die für die Imagination viel zu vage, viel zu unbestimmt und zu unvollständig sind, um die ganze Gestalt daraus herzustellen. — Aber erstlich die Schönheit ist nicht bloß eine Verhältniß der körperlichen

Welt. Sie ist in der moralischen eine Kraft, die wirkt. Diese Wirkung zeige der Dichter, und aus der Größe der Wirkung lasse er uns auf die Größe der Kraft schliessen. — Zweytens, die Schönheit ist nicht bloß in der Lage der Theile, sondern auch in ihrer Bewegung. Diese Schönheit ist Reiz, und der ist der Gegenstand des Dichters.

Aber gerade hier, wo die Schwäche der Poesie ist, da ist die Stärke der Kunst; und sie würde sich ihres größten Vortheils begeben, wenn sie die Schönheit durch irgend etwas anders, als durch sie selbst, schildern wollte.

Also kennt Caylus diese Vortheile nicht, wenn er dem Mahler, da wo er selbst Schöpfer der Schönheit seyn könnte, es auflegt, nur was der Dichter aus Noth ist, ein Erzähler ihrer Thaten zu seyn. — Die Homerische Scene, wo Helena verschleyert in einer Versammlung alter Männer erscheint, in deren Zahl sich auch Priamus befindet, ist also kein schickliches Sujet für den Mahler. Erstlich warum soll die Kunst das nur in seinen Wirkungen zeigen, was sie aus seinen eignen Bestandtheilen zusammen setzen kann? Und zum andern: diese Wirkung bleibt nicht mehr ein Gemählde, was sie beym Dichter war. Das was wir sehen, sind nichts als verliebte Geberden einiger Greise; und dieses ist unangenehm, eckelhaft. An die Schönheit, die sie in diese natürliche Verfassung bringt, und die im Stande wäre, das Unangenehme dieses

Anblicks zu mildern oder vergessen zu machen, müssen wir uns bloß erinnern; — diese Erinnerung ist nur unbestimmt und schwach. Also macht gerade das den stärksten Eindruck, was bey der Geschichte das Unwichtigste, beynahe das Hinderlichste zu der Absicht ist, (denn selbst der Dichter würde nicht wünschen, daß wir an die Geberden der Greise zuerst dächten, die doch das Erste und Einzige seyn mußten, was der Mahler ausdrücken könnte,) und das, was die Hauptsache ist, wodurch sich die ganze Sache erklärt und interessant macht, das ist unsichtbar.

Ganz anders nutzten die alten Artisten die Schilderungen Homers. — — Sie suchten zuerst nach Geschichten und Situationen, wo körperliche Schönheit eine Triebfeder oder ein wichtiger Theil der Begebenheiten gewesen war. — Hier schilderten sie die Schönheit selbst. Sie brauchten alsdann die Erzählungen Homers, nicht sie nachzuahmen; das wäre oft unmöglich und öfter noch unschicklich gewesen; sondern ihre Imagination mit der Schönheit oder der Größe des Gegenstandes zu erfüllen; die Kraft ihrer eignen Seele zur Hervorbringung der körperlichen Bilder rege zu machen; die Gestalten der Helden oder Götter sich aus dem, was sie sagen oder thun, anschauend zu machen.

Wenn alle körperliche Gegenstände beym Dichter dunkler und schwächer werden, und es einen körperlichen Gegenstand gibt, dessen Eindruck geschwächt

schwächt und verdunkelt werden muß, wenn er in der Vermischung mit andern angenehm werden soll: so wird dieser gerade am meisten für den Dichter und am wenigsten für den Mahler seyn. Ein solcher Gegenstand ist die Häßlichkeit. Bey dem Dichter kann das Ungestaltete der Form bald Mitleiden erregen, wenn es Ursache des Leidens und der Einschränkung für eine sonst vollkommene und schöne Seele wird; bald die Person lächerlich machen, wenn es mit dem Ungereimten und Widersinnigen im Charakter und Handlungen verbunden ist, und noch dazu mit der Schönheit und Vollkommenheit contrastirt, welche die Person in ihrer Idee sich selbst zuschreibt; bald Schrecken, wenn die Häßlichkeit nur gleichsam die Verkündigerin und der Vorbothe von Unglück und Laster ist.

Bey dem Mahler hingegen ist der Eindruck, den das Sichtbare macht, immer so stark, daß er sich mit den Vorstellungen, die das Geistige und Unsichtbare erregt, wenn diese ungleichartig mit jenem sind, nicht vermischt. Bey ihm also bringt Häßlichkeit nur immer eine einfache Wirkung hervor, und diese Wirkung ist ein Gefühl, das mit dem Eckel verwandt ist. Der Eckel wirkt durch die Vorstellung selbst, nicht durch die Uiberredung von der Wirklichkeit des Gegenstandes. So mißfällt das Häßliche, der Gegenstand mag wirklich oder nachgeahmt seyn. Also was sonst Dinge, die in der

Wirklichkeit unangenehm sind, in der Nachahmung angenehm machen kann; die Uiberlegung, die uns den Betrug zeigt; und die Wißbegierde, die uns denselben als ein Mittel zur Kenntniß der Gegenstände vorstellt; beydes ist bey dem Mahler unkräftig, die nachgeahmte Häßlichkeit zu verschönern.

Hier schließt sich eigentlich bey Hrn. Lessing die Reihe aneinander hängender Betrachtungen, und das, was folgt, sind mehr zerstreute Anmerkungen über Winkelmanns Geschichte der Kunst. Hier sind kurz seine Gründe, warum Laocoon aus einem spätern Zeitalter seyn möchte, als in das er gesetzt wird.

Erstlich ist wenigstens der Grund für das Alterthum der Statüe gewiß falsch, daß Athenodorus, Polyklets Schüler gewesen wäre; zweytens: der bloße Werth der Statüe kann ihr Alter nicht bestimmen. Die Werke aus Augusts Zeitalter wurden den alten gleichgeschätzt; drittens: Plinius redet in der ganzen Stelle, wo er des Laocoons gedenkt, von Künstlern, die die Tempel und Paläste der Kaiser geziert, das heißt, ihre Werke für dieselben bestimmt hatten; also lebten sie zu ihrer Zeit. Viertens: unter den drey Werken aus dem ersten goldenen Zeitalter der Künste, von denen Plinius sagt, daß sie allein mit dem Worte, das eine vollendete Arbeit ausdrückt, wären bezeichnet gewesen, ist Laocoon wahrscheinlich nicht. Und doch steht auf ihm dieses Wort.

Nun also die Summe aus dieser Reihe von Betrachtungen gezogen; so sind, deucht mich, die Haupt-Ideen, die im ganzen Werke herrschen, diese zwey.

Erstens: Schönheit ist der bildenden Künste höchstes Gesetz, und wenn die Gestalten auch zugleich Zeichen von gewissen Bewegungen der Seele sind, so müssen dieselben entweder so gewählt oder so gemildert werden, daß die Veränderung, in die sie die äußere Form setzen, ihre Verhältnisse nicht zerrütte.

Zweytens: Die Veränderungen eines Gegenstandes sind das eigentliche Sûjet des Dichters; seine Bestandtheile das Sûjet des Mahlers. Das, was mit der Sache vorgeht, ihre auf einander folgenden Zustände und die Handlungen, wodurch sie in dieselbe versetzt wird, ist das Gebieth des Ersten; das, was die Sache ist, ihre neben einander existirenden Theile, und die Lage und Verhältnisse, die sie gegen einander haben, ist das Gebieth des Andern. — Daraus entstehen dann als Folgen: daß körperliche Schönheit nur für den Künstler gehört, daß das Emblematische in den Gemählden bey dem Dichter zur Fabel und Mythologie werden muß; und daß das lebende, sich verändernde Bild des Dichters von dem Mahler anders nicht als nur in seinen einzelnen Theilen, nur in den Anzeigen, die er von gewissen Situationen gibt, zu nutzen ist, u. s. w.

Noch eine dritte Idee könnte man dazu rechnen, die aber mehr angedeutet, als ausgeführt ist. — Man hat nicht genugsame Gründe, den beßten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben, ein so hohes Alter zu geben; und Winkelmanns Geschichte der Kunst, die zum Theil auf diese Voraussetzung gebaut ist, braucht wenigstens mehr Befestigung, wenn sie auch völlig richtig wäre.

Das ist der Weg, den unser Verfasser geht; der Observation, und des freyen, durch kein System eingeschränkten Raisonnements. Auf diesem Wege sind immer die neuen Wahrheiten erfunden worden; aber auch niemahls sind sie auf demselben mit allen den Einschränkungen und Bestimmungen erfunden worden, die sie erst vollkommen wahr machen, und die nur die Folgen von der Mannigfaltigkeit der Methoden seyn können, mit welchen mehrere Köpfe hintendrein eben die Wahrheit denken. Außerdem, daß uns jede neue Idee mit dem Bewußtseyn der Fähigkeit schmeichelt, durch die wir sie hervorbrachten, und wir schon eben deßwegen geneigt sind, ihr eine größere Allgemeinheit zu geben, weil uns das Vergnügen über sie nur bloß auf ihre brauchbare Seite und die Möglichkeit ihrer Anwendungen aufmerksam macht; außerdem, sage ich, bekommt noch jeder Satz, den wir durch Schlüsse herausbringen, seinen Umfang oder seine Grenzen durch die Ideen selbst, die uns darauf leiteten. So

lange also, als wir nur noch eine einzige von den Ketten, durch die jeder Begriff mit dem ganzen System der übrigen Wahrheiten zusammenhängt, übersehen, nur seine Verbindung mit einer einzigen Reihe von Begriffen durchgedacht haben: so lange kennen wir seine Grenzen auch nur von dieser Seite. Ein neuer Zusammenhang bringt auch eine neue Einschränkung hervor, und eben indem Andre die Sätze durch neue Beweise bestätigen, gelangen wir dazu, sie genau zu bestimmen. Also verringert es in meinen Augen den Werth dieser Grundsätze nicht im geringsten, daß sie vielleicht ein wenig zu allgemein sind.

Zuerst also: Ist das Gesetz der Schönheit das höchste Gesetz für alle Künstler?

Um zu sehen, wo in den Künsten Schönheit das nothwendige, und wo es das einzige Mittel sey, Wohlgefallen zu erregen, müssen wir erst wissen: welche Sachen sind es in der wirklichen Welt, wo wir Schönheit verlangen? und welche können uns auch ohne sie einnehmen? Zuerst in den Geschäften des Lebens, in den Augenblicken, wo wir nicht mit dem Genusse gewisser Vergnügungen, sondern mit der Erreichung gewisser Endzwecke umgehen, ist es bloß die Brauchbarkeit der Personen, die uns vorkommen, zu diesen Zwecken; bloß diejenigen ihrer Eigenschaften oder Handlungen, durch die unsere Absichten befördert oder gehindert werden, welche das Gefallen oder Miß-

fallen an denselben bestimmen. Schönheit und Häßlichkeit der Seele oder des Körpers kommt in gar keine Betrachtung. Hier werden also die Handlungen gleichsam von den Personen abstrahirt; und das, was sie selbst sind, ist uns völlig gleichgültig, wenn nur das für uns vortheilhaft ist, was sie thun. Sobald es aber auf den wirklichen Genuß der Glückseligkeit, nicht bloß auf Erlangung der Mittel dazu ankömmt, so fangen nun an die Eigenschaften, nicht bloß die Handlungen des Menschen, der uns zu diesem Genuß verhilft, in Betrachtung zu kommen. Das Vergnügen entsteht nicht aus einer einzigen Wirkung des andern, wie der Nutzen, sondern aus einer ganzen Reihe von Wirkungen, die alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle fließen, und die wir also, um zum voraus davon versichert zu seyn, in dieser gemeinschaftlichen Quelle aufsuchen. Welche Eigenschaften es nun vornehmlich seyn sollen, auf welche wir Acht haben, das wird darauf ankommen, in welcher Verbindung wir mit der Person stehen; ob der Einfluß, den sie auf uns hat, augenblicklich oder fortdauernd ist; ob wir von ihr nur einen einmahligen, oder ob wir viele auf einander folgende und also abwechselnde Eindrücke zu erwarten haben. Wo es eine ganze Folge von Begebenheiten und Veränderungen gibt, die eine Person in uns veranlassen kann; wo unser Zustand wirklich durch ihren Einfluß bestimmt wird: da werden wir die-

jenigen Eigenschaften vorziehen, die zugleich die Principien von Handlungen seyn können, durch die unser Zustand wirklich verbessert wird; und die Gestalt wird nicht an und für sich, sondern nur als Zeichen, nur in so fern sie die Fähigkeiten oder die Gesinnungen, die wir verlangen, ausdrückt, in Betrachtung kommen. Je kürzer aber der Genuß ist, den wir von einer Person haben, in je weniger wirkliches Verhältniß sie mit uns kommt; je mehr wir bloß ergötzt, nicht eingenommen seyn wollen, desto mehr heben sich die Eigenschaften hervor, die keiner langen Untersuchung, keiner wiederhohlten Erfahrung, sondern nur eines augenblicklichen Anschauens bedürfen. So ist uns in dem Gesellschafter für einen Abend der Witz lieber als der Verstand; aber in einem Gefährten unsers Lebens der Verstand unendlich lieber, als der Witz. Kommt aber endlich eine Person gar in keine solche Verbindung, in der irgend eine Handlung von ihr uns berühren könnte; ist gar keine Art des Einflusses ihrer Seele auf die unsrige vorhanden, so ist die Gestalt das einzige, wovon wir einen Genuß haben können; und nichts als die Schönheit kann uns einen Augenblick bey ihr aufhalten. So ist die Person, die ich bey mir vorübergehen sehe. Nur ihre Bildung kann sie mir auf einen Augenblick erheblich machen. Also überhaupt: Je genauer ein Mensch mit unserm wirklichen Interesse verbunden ist, je mehr er zu unserm Beßten oder

Vergnügen handeln kann; je mehr der Genuß, den wir von ihm haben, aus seiner eignen freywilligen Thätigkeit entsteht, um desto weniger sehen wir auf die bloße Form. Je stillstehender und unthätiger hingegen er für uns ist; je weniger er uns durch seine Handlungen die Quelle von Vergnügen werden kann; je augenblicklicher endlich der Genuß ist, desto nothwendiger ist die Schönheit der Gestalt.

Das nun also auf die schönen Künste angewendet, so sehen wir: erstlich, je mehr ihre Nachahmungen dem wirklichen Leben nahe kommen; je mehr sie menschliche Handlungen, Reden, Begebenheiten vorstellen können; je mehr sie in uns das Vergnügen oder den Verdruß erneuern, den eine menschliche Seele in der andern erwecken kann: Zum andern, je fortdauernder, mannigfaltiger, abwechselnder der Zustand des Gegenstandes ist, durch den sie uns das Vergnügen gewähren, desto entbehrlicher ist die Schönheit der Gestalt. Je weniger hingegen Leben und Handlung da ist, und je augenblicklicher der Zustand ist, in dem sie uns gefallen sollen, desto nothwendiger ist sie. Also erstlich die Bildhauerey, die nur einzelne Figuren oder nur kleine Gruppen ohne Bestimmung des Orts, ohne die begleitenden Umstände zeigt, bleibt in Absicht des ersten Stücks am weitesten zurück. Menschliche Handlungen, Begebenheiten, Geschichte kann sie am wenigsten auf eine wahrscheinliche Art vor-

stellen; der Anblick einer Statüe ist nicht fähig, uns in die wirkliche Welt zu versetzen, und uns durch eingebildete Handlungen und Veränderungen der Subjecte, die wir vor uns sehen, zu täuschen. Der Zeitpunct selbst, in dem sie uns die Figur zeigt, ist, wie bey der Mahlerey, nur ein Augenblick. — Also bey ihr muß Schönheit das höchste Gesetz ohne Ausnahme seyn, weil eine einzelne unbekannte Person, die wir zum erstenmahl und nur in einer einzigen Stellung sehen, uns selbst im Leben durch nichts anders als durch ihre Schönheit interessiren könnte. Es sey immerhin, daß der Bildhauer Helden und Situationen aus Geschichten oder Dichtern hernehme, die wir kennen: alsdann ist das Vergnügen, das uns die Handlung selbst macht, immer mehr Erinnerung als Anschauen; und ohne das Angenehme des Anblicks kann es keine Gewalt über uns haben. Eine Statüe redet wenig unmittelbar zu unserer Imagination oder zu unserm Herzen, sie muß also zu unsern Augen reden.

Die Mahlerey hat mit der ersten das Augenblickliche der Verfassung, in der sie jedes Object zeigt, gemein; — aber sie hat eine weit größere Kraft, durch ihre Vorstellungen zu täuschen; bey ihr ist die Scene bestimmt, die Personen mehr mit einander und mit allen ihren übrigen Umständen, die sie individuisiren können, verbunden; alles der Wirklichkeit näher, alles lebendiger, thätiger, mehr

fähig die Einbildungskraft in Umstände, die sie selbst ehemahls gesehen und erfahren hat, zurück zu führen, und in ihr die Bewegungen zu erneuern, die diese Scenen in ihr erregten. Hier tritt also die Gestalt und die Form schon in eine mehrere Dunkelheit zurück, und die Seele braucht sie nur, um durch sie auf das Innere der Bewegungen des Herzens und der Handlungen der Seele, die diese Gestalt belebt, durchzuschauen. Allerdings ist das Auge der erste und schnellste Richter über Personen, wie über Gemählde. Bleiben diese Personen ohne weitere Verhältniß mit uns, so ist es auch der einzige. Aber sobald die Person zu reden oder zu handeln anfängt, sobald wird unsre Aufmerksamkeit getheilt, und sie wird endlich ganz von der Gestalt abgezogen, wenn irgend eine hervorstehende Eigenschaft uns an sich zieht. Dieses Verschwinden der Gestalt, dieses unmittelbare Anschauen der Seele des Andern, wenn ich so sagen darf, kann in gewissem Grade durch Gemählde gewirkt werden; aber nicht durch alle Gattungen von Mahlerey auf einerley Art. Der Mahler kann, so wie der Bildhauer, nur eine einzige Figur aufstellen, und uns mit Fleiß ganz bey der Gestalt fest halten wollen. — Dann ist Schönheit das einzige und das höchste Gesetz. — Und in der That ist er alsdann am meisten Mahler. Aber sobald er Geschichte und Begebenheiten mahlt, Begebenheiten, die uns schon an und für sich für die handelnden Personen einnah-

men, auch ehe wir die Gestalt derselben kannten; wenn er alsdann nur die Ideen, die wir von ihren Geistesfähigkeiten, oder ihren sittlichen Eigenschaften hatten, durch einen solchen Körper ausdrückt, der fähig ist die Züge anzunehmen, die wir bey diesen Eigenschaften voraussetzen; wenn er uns die unvollkommene schwache Idee, die wir von der Gestalt eines Menschen haben, sobald wir irgend eine von seinen merkwürdigen Handlungen wissen, zur völligen Bestimmung und Individualität bringen kann, so werden uns die Gestalten schön seyn, auch wenn keine das Ideal einer körperlichen Schönheit wäre.

Die Dichtkunst endlich, die die Abbildung nicht einer einzigen Scene des menschlichen Lebens, sondern des wirklichen Laufs desselben ist; die vollständig vor uns die ganze Reihe von Begebenheiten, Veränderungen, Handlungen vorübergehen läßt, aus welchen alle Liebe und aller Haß, alle Neigungen und aller Widerwille gegen Andre in der wirklichen Welt entspringen, die hat unmittelbar mit unserm Herzen zu thun, und bedarf also keiner andern Hülfsmittel, uns für oder gegen jemanden einzunehmen, als seiner Handlungen und die ihm zustoßenden Begebenheiten selbst.

Die Personen des Dichters werden in unserm Auge immer das seyn, was sie thun. Ihre Schönheit und ihre Größe wird in unsrer Imagination ganz und gar durch die Umstände, unter denen sie

erscheinen, die Begebenheiten, in die sie eingeflochten sind, durch die, welche sie selbst wirken oder veranlassen, bestimmt. Jede Art zu handeln, zu denken und sich auszudrücken, wenn sie nur Wahrheit und Aehnlichkeit genug hat, gibt schon der Person in unsern Augen eine gewisse Gestalt; und je richtiger die Schilderung der Reden und Handlungen ist, desto bestimmter wird uns auch Miene und Geberde der Person, welche redet.

Grenzt also die Mahlerey an die beyden Enden der bildenden Künste, an die, welche nur Gestalten und Körper, und die, welche nur Seelen und ihre Bewegungen schildert, so kann sie auch oft die Gesetze beyder mit einander vermischen, und bald durch das Täuschende ihrer Vorstellungen, bald durch ihre Schönheit entzücken. Man könnte überhaupt den Grundsatz (vielleicht auch einen zu allgemeinen, wie fast alle die sind, die das Raisonnement hervorbringt) daraus ziehen: Bey den Künsten, die das Vergnügen durch die Illusion wirken, ist der Ausdruck; bey denen, die es durch den hervorgebrachten Gegenstand selbst unmittelbar ohne Beziehung auf das, was er vorstellt, wirken, ist die Schönheit das höchste Gesetz. Je mehr also eine Kunst im Stande ist, Illusion zu wirken; je mehr ihre Werke nur bloß beziehungsweise auf die Sachen, nach denen sie gebildet sind, gefallen, desto mehr Ausnahmen wird es von dem Gesetz der Schönheit zum Vortheil des Ausdrucks

geben können. Je weniger uns aber eine Kunst täuschen kann, und je mehr ihr Werk an und für sich, auch ohne Vergleichung, auch ohne das Verhältniß mit der vorgestellten Sache gefällt, desto allgemeiner und nothwendiger ist es. Eine schöne Gestalt, und wenn sie gar nichts nachahmte. Die menschliche Bildung ist nur deßwegen das Muster, weil unter allen Gestalten keine der Schönheit fähiger ist. — Aber in einem Gemälde werden uns schon die Figuren unwichtiger; wir verlangen die Menschen zu kennen, die sie vorstellen: Beym Dichter ist alles bloß Bezeichnetes; gar kein von dem nachgeahmten Object abgesondertes Vergnügen an der Nachahmung.

Ist aber die Mahlerey in gewissen Gattungen nur eine Bezeichnung der Gegenstände, die wir schon sonst kennen, und an die wir lebhaft anschauend erinnert seyn wollen: so werden sich eben dadurch die Schranken, in die sie durch das zweyte Gesetz eingeschlossen wird, ein wenig erweitern. Einmahl, die Mahlerey, als Vorstellung von Begebenheiten und Handlungen, kann uns nicht anstatt einer Geschichte dienen, woraus wir diese Begebenheiten und Handlungen erst kennen lernen. Sie setzt also immer schon voraus, daß der Zuschauer Person und Geschichte kennt; sie arbeitet nothwendig auf einen Grund, den zuvor Dichter und Geschichtschreiber gelegt haben müssen. Also zweytens, wenn sie es nicht bloß wie der Bildhauer

mit dem Auge, sondern wie der Dichter auch mit der Imagination zu thun hat, Scenen in ihr hervor zu bringen, die das Auge nicht sieht; wenn sie schon annehmen darf, daß die Imagination die Bilder fertig habe, aus denen diese Scenen zusammengesetzt werden sollen; und sie also nur gleichsam das erste Licht zu einem Vorrath von Vorstellungen und Empfindungen bringen darf, die sich einander schon selbst alsdann aufklären werden: so kann sie allerdings auch Gegenstände nachmachen, die ohne diese Vorbereitung unverständlich und unbedeutend seyn würden; so kann sie also auch Begebenheiten vorstellen, wo sie nicht eigentlich durch sich selbst, sondern nur durch die Eindrücke einer verschwisterten Kunst, die sie wieder erneuert, gefällt; mit Einem Worte, es können Werke von ihr, für das bloße Anschauen ohne Wirkung, vielleicht für das Auge nur im geringen Grade angenehm und doch für das verständige Anschauen dessen, der die Sache schon kennt, ergötzend seyn.

Auf der andern Seite wird die Poesie, die bloß über die Imagination Einfluß hat, und alle ihre Wirkung durch die Kraft des Lesers selbst hervorbringt, die sie nur in Activität setzt; — sie wird sage ich, der Imagination auch körperliche Gegenstände durch eben das Mittel, obgleich nicht auf eine so täuschende Art, vorstellen können. Sie wird nähmlich durch die Vorstellungen gewisser einzelner Theile und Beschaffenheiten des Subjects,

die gerade so gewählt, so vorgestellt werden müssen, daß sie das Ganze auf gewisse Weise determiniren, die Seele auf das Object in der Natur oder ihre mahlerische Abbildung aufmerksam machen. Anstatt aber den Körper aus den einzelnen Zügen, die der Dichter nach und nach gibt, zusammen zu setzen, sollen diese Züge bloß der Imagination die Mühe erleichtern, in sich das Bild selbst nach dem Original, das sie ohnedem schon kennt, hervor zu bringen. Wir sehen also mit dieser Ausnahme von der Regel zugleich die Grenzen dieser Ausnahmen. Erstlich, je mehr eine gewisse Art von Gedichten Illusion zum Zweck hat, desto weniger findet Beschreibung körperlicher Schönheit darin Platz; wo es aber bloß auf angenehme Eindrücke der Begriffe selbst, nicht auf die Uiberredung von ihrer Wirklichkeit ankommt, da können und dürfen sie uns vorgestellt werden. — Zum andern, die körperlichen Gegenstände, die uns der Dichter schildert, müssen uns vorläufig schon eben so bekannt seyn, wie die geistigen, die der Mahler vorstellt. — Da die Imagination des Lesers selbst den Gegenstand erschaffen soll; da sie nicht ihn ganz, sondern nur einige und immer die wenigsten Theile vom Dichter erhält: so ist das durchaus unmöglich, wenn nicht schon ein solches Bild in ihr vorhanden ist, das durch die Beschreibung nur wieder erweckt werden darf. - Anders also sind die Beschreibungen des Frühlings und seiner Veränderungen überhaupt, anders die

Beschreibungen gewisser Pflanzen und Blumen. — Die ersten können uns wenigstens an ähnliche Aussichten erinnern, und durch sie die Empfindungen wirken, die der Dichter bey den seinigen gehabt hat; und das ist dem Dichter genug: die andern lassen uns leer; es sind Portraite, die man uns zeigt, deren ganzes Verdinst Aehnlichkeit ist, und wir kennen nicht die Originale.

Wenn es die Ehre und der eigentliche Endzweck eines philosophischen Werks ist (ein solches ist Laocoon, und von der Seite ist sein Werth am größten), die trägere Vernunft seiner Leser aufzuwecken und ihre Kraft zu denken in eine Bewegung zu bringen, die auch noch alsdann eine Zeitlang fortdauert, wenn der unmittelbare Stoß aufgehört hat; so denke ich, ich habe den Verfasser auf so eine Art gelobt, wie er von allen seinen Lesern gelobt zu seyn wünscht.

Ver=

Versuch

über die

von der königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1767 aufgegebene Frage:

Ob man die natürlichen Neigungen vernichten, oder Neigungen erwecken könne, welche die Natur nicht erzeugt hat? und welches die Mittel wären, den Neigungen, wenn sie gut sind, Kräfte zu geben, oder, wenn sie böse sind, solche zu schwächen?

Denkspruch:

There are more things in heaven and earth,
Than are dreamt of in our Philosophy.

Shakspeare.

Um die Frage, die von der Academie aufgegeben ist, zu beantworten, muß man erst die Ideen entwickeln, die vor derselben vorhergehen mußten, und die sie veranlassen konnten. Diese Reihe von Vorstellungen aber, durch welche man zu unserer Untersuchung geführt wird, ist nicht nothwendig eine einzige; ich werde einige davon anzeigen. Vielleicht gibt es deren noch mehrere: aber dieser werden wenigstens genug seyn, um den Gesichtspunct richtig zu fassen, in dem wir diese Sache ansehen müssen; und überdieß wird eine jede davon gewisse neue Bestimmungen in die Aufgabe hinein bringen, die vielleicht etwas zur Auflösung derselben beytragen werden.

Zuerst also: Wenn wir das System der menschlichen Begierden im Ganzen ansehen, so ist die erste unstreitige Erfahrung, die sich uns anbiethet,

die: Wenn den Objecten eine gewisse Eigenschaft (die wir jetzt noch als ganz unerklärt annehmen) zukommt, die wir mit dem Nahmen des Guten belegen, und wenn diese Objecte durch die Sinne, die Einbildungskraft, oder die Reflexion eine Idee von sich und dem Guten, was sie haben, erwecken: so entstehen in uns Begierden. (Ich werde jetzt unter diesem Worte alles begreifen, was von dem ersten Vergnügen an einer Sache, bis zu dem wirklichen Bestreben es zu erlangen, in einer Seele vorgehen kann.) Wir wollen jetzt setzen, wir wüßten diese Beschaffenheit in den Objecten, welche macht, daß sie Begierden erregen können, nicht anders als dadurch zu erklären, indem wir sie vorzeigen. Indem wir auf die Art eine Menge Objecte durchgehen werden, die bey allen denen, welche gleiche Ideen von ihnen haben, auf einerley Art Begierden erregen, so werden wir endlich an die Sammlung derselben die Idee des Guten verknüpfen, gesetzt wir wüßten auch nicht, ob es bey allen etwas Gemeinschaftliches ist, welches die Begierde erregt; und ob sich also diese Idee auch auf andere Objecte ausdehnen läßt, von denen wir die Erfahrung noch nicht gemacht haben, aber an denen wir dieses gemeinschaftliche Merkmahl erkennen. — Eben so wollen wir setzen, wir wüßten nichts von der Beschaffenheit, die eine solche Idee des Objects, welche Begierden erregt, von andern

Ideen unterscheidet. Wir hätten bloß eine Reihe von Umständen vor uns, unter welchen viele Menschen von gleichen Objecten, gleiche oder doch ähnliche Begierden bekommen hätten, und wir setzen zum voraus, ohne zu untersuchen, daß in diesen Umständen die Bestimmungen verborgen liegen, welche machen, daß die Impression des Objects, das einmahl von dem gewöhnlichen Effect begleitet gewesen ist, das andere Mahl nicht. — Wenn die Erfahrungen sich häufen, und die Anzahl der Fälle groß genug ist, um darauf, ohne das Wesen der Sache zu kennen eine Art von Erklärung zu bauen: so werden wir festsetzen, daß die Natur unsrer Seele erfordere, daß Objecte von einer gewissen Art, wenn sie mit einer bestimmten Stärke der Impression auf dieselbe wirken, Begierden erregen. Diese Idee werden wir Bewegungsgründe nennen, und wir werden also von der Stärke derselben natürlicherweise eine analogische Stärke in den Begierden erwarten. — Wenn diese Erfahrung also die einzige wäre, so würden wir die Ursachen unsrer Begierden lediglich in den Objecten und in der Stärke ihres Eindrucks suchen, und wir würden, um dieselbe zu erregen, weiter nichts als die Gegenstände, deren ehemahligen Einfluß wir beobachtet haben, der Seele auf die Art vorstellen dürfen, von der wir ebenfalls aus der Erfahrung wissen, daß sie sonst der Idee, die erregt werden sollte, den ge-

hörigen Grad der Stärke und der Lebhaftigkeit gegeben habe.

Aber nun wird diese Erfahrung durch eine andere gestört, welche die Auflösung dieses Problems viel künstlicher und verwickelter macht. — Nähmlich wir finden, daß gewisse Objecte, bey einem weit geringern Grade von dem, was wir das Gute genannt hatten, und bey einer schwächern Idee, doch bey gewissen Seelen eine größere Begierde erregte, und hingegen andere, wo von jener Eigenschaft, der wir die bewegende Kraft zugeschrieben hatten, weit mehr anzutreffen, und wo die Idee weit stärker ist, schwächere. Wenn diese Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die wir uns gemacht hatten, oft kommen, und wenn ihrer endlich so viel sind, daß sie sich selbst unter gewisse Regeln bringen lassen, so werden wir geneigt seyn zu schließen, daß außer der Beschaffenheit des Objects, und der Beschaffenheit der Idee von demselben, noch etwas drittes seyn müsse, welches in die Erregung der Begierde einen Einfluß habe, und die Entstehung derselben befördere oder verhindere. — Da man voraussetzt, daß Object und Idee einerley gewesen ist, so wird man unter allen Ursachen, die sichtbar sind, keine andere als die Natur der Seele selbst finden, die diese Verschiedenheit des Objects hervorbringen könnte. Man wird also darauf kommen, daß, so wie es die Natur der Seele überhaupt war, die es machte, daß

gewisse Impressionen gewisser Objecte Begierden erregten; so müsse es die eigenthümliche Natur gewisser Seelen insbesondere seyn, welche verursachte, daß bey diesen einige von jenen allgemeinen Objecten Begierden erregten, die mit dem Grade der Kraft in den beyden Ursachen des Objects und der Impression nicht übereinstimmten. Man wird also der Seele, so wie dem Körper, eine gewisse Idiokrasie zuschreiben, welche die allgemeinen psychologischen Erfahrungen und Gesetze verändert, oder einschränkt, und die Wirkungen gewisser Ursachen schwächt, vernichtet, stärkt, umändert, die wir sonst als eine nothwendige Folge von jenen ansahen.

Nun sind wir also bey unsrer Frage, und die Art, mit der sie uns jetzt vorgelegt wird, wird diese seyn: — Sind diejenigen Begierden, oder der Grad von Stärke und Schwäche in den Begierden, die sich aus der Beschaffenheit des Gegenstandes und der Stärke der Impression nicht herleiten lassen, nothwendig Folgen einer besondern Einrichtung in den Grundkräften der Seele; oder lassen sich davon andre Ursachen ausfindig machen; oder endlich sind in den Fällen, auf die man diese Frage gründet, bloß gewisse versteckte Besonderheiten des Objects, gewisse geheime, und nur der Seele, die sie empfindet, merkbare Abänderungen in dem Eindruck desselben, welche die Verschiedenheit der Wirkung veranlassen? — Und 2) wenn

es aber nur das Eigenthümliche in der Natur, und, so zu sagen, dem Mechanismo der Seele ist, die dieses Phänomen erklären kann; lassen sich alsdann über diese Besonderheiten in der Natur einzelner Seelen Erfahrungen anstellen, und kann man sie auf gewisse allgemeine Eigenschaften bringen, die, so gut wie die Natur der Seele überhaupt, der Grund eines Systems seyn können? und 3) lassen sich entweder aus der Erklärung dieser Besonderheiten, oder aus der bloßen Erfahrung die Mittel finden, welche der Einfluß derselben auf die Entstehung und den Grad der Begierden schwächen oder vernichten, und die Begierden wieder von allen andern Ursachen, als nur von der Beschaffenheit des Objects und der Stärke der Idee oder des Bildes, welches es in der Seele abdrückt, unabhängig machen? Das ist die erste Reihe von Vorstellungen, die den Philosophen auf diese Frage führt, und ihm zugleich den Gegenstand seiner Untersuchung genauer bezeichnet.

Aber dieser Gegenstand hat noch mehrere Seiten, von welchen er sich betrachten läßt, und die wir nicht vorbey lassen dürfen, wenn die Beantwortung der Frage einigermaßen vollständig seyn soll.

Gewisse Begierden entstehen in uns so, daß wir uns der Ideen deutlich bewußt sind, auf welche die Begierde folgte, und von denen wir sie als die Wirkung ansehen. Hier wissen wir also das

Object, wir wissen die Art, wie wir zu seiner Bekanntschaft kamen; den Zeitpunct, in welchem wir die Idee von ihm empfingen, die Beschaffenheit und den Einfluß dieser Ideen; wir haben selbst den Veränderungen zugesehen, welche dieselben nach und nach bey uns machten, und übersehen also den ganzen Weg, durch welchen die Seele von der ersten Kenntniß des Objects bis zur Begierde, oder noch weiter bis zu dem Entschluß, es zu besitzen, gelangt ist. Diese Ideen mögen nun entweder selbst von uns gewirkt worden seyn, weil wir schon im voraus im Object die Beschaffenheit vermutheten, die ein Gegenstand unsrer Begierden seyn konnte, oder sie mögen die Folge von Eindrücken seyn, die auf uns sind gemacht worden; in beyden Fällen heißen wir es vernünftige Begierden, und im ersten Fall, W i l l e n.

Bey andern Begierden sind wir uns zwar bey dem einzelnen Gegenstande, der jetzt gegenwärtig ist, und in dem Falle, der sich eben jetzt ereignet hat, nicht aller der Eindrücke und Ideen bewußt, durch welche sie hervorgebracht worden sind: aber wir sind uns doch überhaupt der Ursachen bewußt, warum die ganze Art von Gegenständen, unter welcher der gegenwärtige steht, zuerst auf unser Verlangen einen Einfluß gehabt hat; die Seele kann auf eine dunkle Art die Fälle überrechnen, in welchen ähnliche Gegenstände ihr vorgekommen sind, und in denen sie also die zuerst empfangenen

Ideen von dem Guten desselben so oft bestätigt gefunden, daß sie nunmehr, mehr durch diese plötzliche und schnelle Erinnerung, als durch die wiederhohlte Untersuchung des Objectes, die Eindrücke empfängt, auf welchen die Begierde beruht. Nun in allen den Fällen, wo die Seele nicht mit Bewußtseyn die Bewegungsgründe erkennt, die jetzt ihre Begierde erwecken, setzt man eine schon vorhandene Neigung zum Grunde, die vorher in der Seele gewesen ist, und die also durch die Vorstellung eines neuen Objects nicht gewirkt, sondern nur aufgeweckt zu werden brauchte. In dem Fall also, von dem wir nun reden, ist diese Neigung die Folge einer ehemahls aus deutlichen oder klaren Vorstellungen entstandenen, und seit der Zeit so oft wiederhohlten Begierde, daß nunmehr dieselbe, ohne die Reproducirung dieser Vorstellungen abzuwarten, dem Augenblick des Gegenstandes unmittelbar folgt. Dieses sind die Neigungen durch Gewohnheiten, und von denen ist hier die Rede nicht.

Der letzte Fall also ist, wenn Begierden in uns erregt werden, deren Entstehung wir nicht nur nicht aus unsern jetzigen Vorstellungen, deren wir uns bey der Sache bewußt sind, sondern auch aus keinen ehemahls gehabten Vorstellungen herzuleiten wissen: wenn wir uns keines Zeitpuncts erinnern können, wo dieses Object zuerst durch die Kenntniß, die wir von demselben und seinen Vollkommenheiten (unter diesem Nahmen verstehe

ich alle Arten von Eigenschaften, die Begierden erregen können) erlangt haben, einen Einfluß auf unsre Berechnungskräfte bekommen hätten, und wo also nicht der Grund in Ideen liegt, die ehemahls klar gewesen, und nur durch die Wiederhohlung verdunkelt worden sind. In diesem Falle schreibt man ebenfalls der Seele eine Neigung zu der Sache zu, die aber von der vorigen ganz unterschieden ist; sie besteht nähmlich in einer gewissen Fähigkeit der Seele, Begierden für einen Gegenstand zu bekommen, ohne daß diese durch eine Vorstellung gewirkt sey, der man sich irgend einmahl deutlich bewußt gewesen ist. Ich merke hierbey an:

1) Daß also Neigung von Begierden unterschieden ist, wie die Fertigkeit von der Handlung; jenes zeigt eine gewisse Disposition der Seele an, von einem Gegenstande leichter als von dem andern solche Impressionen zu bekommen, die Begierden erwecken. Wir haben gesehen, daß diese Disposition entweder nur aus einer oft wiederhohlten Vorstellung derselben Gründe, die zuerst die Begierde erregt hat, entstanden ist; alsdann ist die Begierde vor der Neigung vorhergegangen, und die Neigung ist das Resultat einer Menge von auf einander folgenden Begierden, die einerley Gegenstand haben; oder sie entsteht aus einer andern Ursache als aus Vorstellungen, und als-

dann geht die Neigung vorher und veranlasset sie.

2) Wir müssen hier nothwendig die Sache noch unausgemacht lassen, ob es Neigungen von der letzten Art, die vor allen Begierden vorher gegangen wären, und die also in keinen Begierden ihren Grund haben könnten, gebe; oder ob nur der Zeitpunct, wo wir zuerst von einem Gegenstande Eindrücke empfangen, und Vorstellungen uns gemacht hat, zu weit zurück ist, und daß wir uns des Ursprungs unsrer Neigung erinnern könnten. Unsre Frage wird also jetzt auf folgende Weise bestimmt werden:

1) Sind alle Neigungen, d. h. eine jede Verfassung der Seele, vermöge welcher ein Object leichter als ein anders in ihr Begierden erwecken kann, bloße Folgen einer oft wiederhohlten Begierde, und folglich bloße Folgen der Umstände, in denen sich der Mensch befunden hat, und die ihm die Objecte dieser Begierde öfter als die Objecte anderer dargebothen haben; oder sind sie Folgen der ursprünglichen Einrichtung seiner Natur?

2) Auf was Art ist es im ersten Falle möglich, den Einfluß, den die Reihe der Gegenstände, welche einem Menschen von der ersten Entwickelung seiner Empfindungskraft

vorgestellt worden sind, auf seine Begierden gemacht hat, auszulöschen oder zu schwächen? Und im andern Fall, wie ist es möglich, diese ursprüngliche Einrichtung der Natur zu unterscheiden, und was für Gewalt können wir über dieselbe haben? Wir sehen, diese letzte Frage kommt mit der obigen überein.

Der dritte Gesichtspunct, in den ich die Sache stellen will, ist folgender:

Unter den Handlungen, die wir wollen, betrachten wir die einen als Mittel zu gewissen Zwecken; wir sehen die Verbindung zwischen beyden ein, und diese Einsicht ist der Grund warum wir sie wollen, und die Regel, nach welcher wir sie einrichten. Die andern wollen wir unmittelbar als Zwecke, oder ohne daß wir an den Zusammenhang derselben mit den Zwecken denken.

Die letztere Art der Handlungen hat eine sehr merkliche Aehnlichkeit mit den Handlungen der Thiere; selbst in ihren künstlichen Werken scheinen diese bey einer jeden Verrichtung, nicht sowohl die Wirkung, die sie hervorbringen wird, als vielmehr die Verrichtung selbst zum Zweck zu haben. Eben daher kommt es, daß sie zu den Absichten, für die die Natur sie arbeiten läßt, immer gerade dieselben Mittel wählen. Nähmlich weil sie diese Absichten nicht kennen und nicht voraussehen, und das,

was sie thun, unmittelbar als Zwecke thun, so können sie darin so wenig ändern, als ein Wanderer, dem nicht der Ort seiner Bestimmung, sondern immer nur der nächste Schritt gezeigt wird, den Weg. Sie wollen niemahls etwas weiter, als was sie wirklich jetzt thun, und ihre Absicht ist erreicht, sobald diese Handlung gethan ist; obgleich diese sich hernach mit gewissen Wirkungen verbunden findet, von denen sie selbst nichts wußten, und die auf sie keinen Einfluß hatten. Ich will nicht dafür stehen, ob diese Erklärung, die wenigstens die gewöhnlichste ist, wenn man von den Kunstwerken der Thiere, ohne ihnen Verstand zuzugestehen, Rechenschaft geben will, auch die wahreste ist. Aber das sehen wir doch, daß es bey uns selbst Handlungen von der Art gibt, und wenn wir auch bloß das Beyspiel des Hungers und des Durstes vor uns hätten. Daß uns die Speisen nähren, ist der Zweck der Natur, aber nicht der unsrige. — Dieses sind aber in der That nicht die einzigen Beyspiele, und es sind, wie wir noch weiter unten sehen werden, tausend Fälle im menschlichen Leben, wo das Gute der Handlung bloß in ihrer Kraft liegt, etwas zu wirken, was gut ist, und wo wir doch diese Handlung selbst für das Gute ansehen, was wir erlangen wollen. — Diese Verkürzung unsrer Aussicht, wenn ich so sagen darf, diese Einschränkung der Vorhersehungskraft auf die Handlung selbst, ohne die Folgen derselben, die

doch eigentlich ihren Werth bestimmen sollen, zu wissen, macht das Unterscheidende dessen aus, was man Instinkt oder Neigung in besonderm Verstande nennt. — Eine Ursache dieser Instinkte lehrt uns die Erfahrung; und es kommt nur darauf an, zu wissen, ob sie die einzige ist. Nähmlich wenn wir eine Handlung oft und lange als ein Mittel uns vorgestellt und als ein solches begehrt haben, so wird, wenn die Begierde gegen den Zweck sehr heftig ist, besonders wenn die Erreichung derselben eine oft wiederhohlte Anwendung des Mittels fordert, das Mittel zuletzt an und für sich begehrt, und der Endzweck, anfangs nur aufgeschoben, endlich vergessen. So ist die Entstehung des Geizes. — Diese Verwandelung also der Mittel in Zwecke, die durch die oft wiederhohlte Anwendung derselben Mittel, die Heftigkeit der Begierde gegen den Zweck und den nothwendigen Aufschub desselben entsteht, ist die eine Ursache der Instinkte; aber nicht die einzige: denn Hunger, Durst, und der Trieb der Geschlechter läßt sich nicht dadurch erklären. — Die Frage ist also jetzt von neuem bestimmt, auf eine doppelte Weise.

Wenn die Seele gewisse Handlungen, oder überhaupt gewisse Gegenstände, die nur, in so fern sie Mittel sind, Begierden erregen können, begehrt, ohne an die Zwecke zu denken: so entstehen diese Begierden entweder aus einer bloßen Übertragung der Idee des Guten, (von welcher alle

Begierde abhängt) von dem Gegenstande, dem sie zukommt, auf den andern, welcher uns jene verschafft; oder aus einem noch höhern Princip. — Also nun ist die Frage: 1) durch was für Mittel ist es im ersten Fall möglich, die Ordnung der Natur wieder herzustellen, und entweder die Idee des Guten auf dem Zwecke, dem sie zukommt, beständig fest zu halten, und bey den Handlungen beständig den Augenpunct zu behalten, der uns dieselbe als Mittel zeigt; — oder wenn einmahl Mittel mit dem Zweck vertauscht ist, dem unerachtet in der Begierde die Proportion zu erhalten, die dem Grade des Guten in dem Zwecke, den man vergessen hat, gemäß ist. Im andern Falle: wie ist es möglich, bey den Handlungen, wo entweder die menschliche Natur oder die unsrige uns zu den Mitteln begierig macht, wenn wir sie auch ohne allen Zweck denken, dennoch eben dieselbe Ordnung und Regelmäßigkeit zu erhalten, als wenn wir unmittelbar diesen Zweck selbst begehrten, und nach ihm den Werth der Mittel abmäßen?

Alle diese verschiedenen Wege vereinigen sich also in diesem Puncte. Unsre Begierden (und wenn ich von Begierden rede, so meine ich zugleich ihre Stärke oder ihren Grad; denn ist eine starke Begierde nicht so viel als eine vielfache kleine, oder eine Summe von vielen solchen?) unsre Begierden also werden entweder durch die Bestimmungsgründe, die in den Dingen selbst liegen, und die Art,

wie diese auf uns wirken, — oder durch gewisse Eigenschaften, die in unsrer Seele schon vorhanden sind, bestimmt. Der Theil unsrer Begierden, der in gewissen Beschaffenheiten der Seele, die sie empfängt, und nicht in den Eigenschaften des Objects, das sie erregt, seinen Grund hat, ist das, was hier natürliche Neigung heißt.

Die erste Untersuchung also ist natürlicher Weise die: Sind diese Beschaffenheiten der Seele, die, unabhängig von den Beschaffenheiten der Objecte, den Begierden doch auf dieselbe eine Richtung geben, ein Theil ihrer Natur, oder sind sie nur Folgen vorhergegangener Handlungen; sind sie angeboren oder erworben? Man sieht, eher ist es unmöglich zu bestimmen, ob diese Neigungen verändert werden können, bis man erst weiß: woher sie entstehen?

Das erste, was man bey der Untersuchung dieser Frage gewahr wird, ist die Schwierigkeit derselben, und ich möchte beynahe sagen, die Unmöglichkeit, mit ihrer Beantwortung bis auf einen gewissen Grad von Gewißheit zu kommen. Wenn es möglich wäre, die Geschichte einer einzigen menschlichen Seele, von dem ersten Keim einer Idee, von dem ersten schwächsten Eindrucke, den die äußern Dinge auf dieselbe gemacht haben, bis zu der völligen Entwickelung aller ihrer Erkenntnisse und Begierden zu wissen; wenn irgend ein Philosoph die Empfindungen und die Ideen aus den ersten beyden Jahren seines Lebens wieder zum

Bewußtseyn bringen könnte; wenn wir irgend etwas eher von den Geschäften unserer Seele erführen, bis dieselbe schon damit zu Stande ist: so würde es vielleicht möglich seyn, den bloßen Einfluß der individuellen Verschiedenheit in der Natur der Seele von dem Einfluß der individuellen Verschiedenheit in den Gegenständen, die ihr vorgestellt werden, zu unterscheiden. Jetzt aber, da unsre Seele sich beynahe nicht eher ihrer bewußt zu werden anfängt, als bis schon die natürlichen Neigungen gebildet sind; da man sich von der Wirksamkeit der Seele in den ersten Jahren, von denen doch vielleicht alles abhängt, nicht anders als durch die Wirkungen derselben in den folgenden überzeugen kann: so ist es unmöglich, durch die bloße Erfahrung diese Sache zu entscheiden. — Es würde sogar sehr natürlich seyn, wenn wir der Verschiedenheit in der Natur der Seele, die wir bloß muthmaßen müssen, gar keinen Einfluß geben, — und alles von der Verschiedenheit der Umstände und der äußern Gegenstände herleiteten, die wir gewiß wissen.

Dem unerachtet machen es folgende Betrachtungen mehr als wahrscheinlich, daß die Verschiedenheiten in den natürlichen Neigungen einer wirklichen Verschiedenheit in der Natur der Seele selbst zuzuschreiben sey.

Zuerst beweist dieß eine gewisse Analogie, die wir zwischen der Wirkung der Körper auf die Sinne

und der Wirkung der Gegenstände auf die Seele finden. Die Werkzeuge der Empfindung im Körper, und die Veränderungen, welche die äußern Gegenstände in denselben machen, scheinen auf gewisse Weise nicht bloß die Ursachen, (ich nehme jetzt dieß Wort in einem Verstande, der alle Systeme zuläßt) sondern auch das Bild von der Entstehung der Ideen in der Seele zu seyn. Wir wollen also jetzt einen Augenblick die Seele in eins von den sinnlichen Werkzeugen setzen, oder wir wollen vielmehr das sinnliche Werkzeug selbst belebt machen. Wir wollen auf eine Zeit lang annehmen, das Auge wäre selbst das was da sieht; und es empfände die Bilder, die in ihm gezeichnet werden. Diese Bilder mögen uns also jetzt die Ideen vorstellen, und was für Ursachen jene verändern, die wollen wir als Principien annehmen, um die Ursachen der Verschiedenheiten in den letztern zu erkennen. Wir sehen aber, die Beschaffenheit des Bildes im Auge wird von seiner Structur, von seinen Säften, und von der Art von Dingen, die sich oft in denselben abgebildet haben, bestimmt. Jedermann weiß, daß die größere oder geringere Erhabenheit, sowohl die vordern Flächen des Auges, als des Krystalles, und die weitere oder geringere Entfernung des Netzes von dem Vordertheile, die Ursache ist, daß entweder die Strahlen von den einzelnen Puncten des Objects sich wieder in einzelne Puncte auf dem Netze sammeln, und also das Bild deutlich machen, oder wenn dieser

Sammlungspunct vor oder hinter dem Netze ist, mehrere Puncte auf dem Netze von einem in dem Gegenstande machen, und also das Bild verwirrt. Wenn wir also auch die Säfte des Auges, die zu der Berechnung das Ihrige beytragen, nicht als eine ursprüngliche Einrichtung der Natur, sondern als immer von neuem wiederhohlte Absonderungen von andern Säften ansehen wollten, deren Beschaffenheit durch die Art und Quantität der Nahrungsmittel bestimmt werden kann: so finden wir doch Eine Ursache von der Schärfe und Schwäche, und überhaupt von der Beschaffenheit des Gesichts, die unmittelbar in der Bildung des Körpers liegt, und mit ihm zugleich da gewesen seyn muß. Zusammengenommen also hatten wir drey verschiedene Ursachen, die den Grund von allen den Besonderheiten enthalten, die das Gesicht des Einen von dem Gesicht des Andern unterscheiden. Die erste ist die Structur und die Conformation der festen Theile, die also ganz gewiß zur individuellen Natur dieses Körpers gehört, weil sie nähmlich dem Körper, so lange als er fortdauert, eigen bleibt, gesetzt daß sich auch eine Art von Kraft fände, die diese Structur einigermaßen verändern, oder ihre Folgen aufheben könnte. — Die andre Ursache sind die Säfte, von denen wir es noch ungewiß lassen, ob sie sich immer wieder erneuern, und ob sie sich also durch eine Veränderung des Stoffs, aus welchem sie durch eine Art von Chemie herausgezogen und zubereitet

werden, verändern ließen. — Die dritte Ursache endlich ist die Natur der Gegenstände, die am öftesten Bilder von sich in dem Auge gemacht haben. — Wir wissen schon, daß die Dunkelheit und das Licht die Augen verändert; aber noch außerdem wissen wir, daß, nachdem das Auge entweder lauter entfernte oder lauter nahe Gegenstände zu sehen genöthigt gewesen ist; nachdem dasselbe ein Ding öfter und mit mehr Aufmerksamkeit hat betrachten können: nachdem wird auch das folgende Bild, was sich von einem oder dem andern dieser Gegenstände macht, deutlicher und lebhafter, oder verwirrter und schwächer seyn. — Ich weiß wohl, daß sich hierbey mit dem bloßen Bilde, das eine körperliche Veränderung ist, die Wirkung der Seele, die dieses Bild empfindet, vermischt; daß also die Veränderung, die diese öftere Vorstellung eines Gegenstandes in dem Sinne verursacht, nicht immer eine Veränderung im Bilde selbst, sondern nur eine größere oder geringere Aufmerksamkeit auf dieses Bild voraussetzt. Allein dieses schadet der Absicht nicht, zu der ich dieses Beyspiel anführte, und bey welcher ich das Auge als das empfindende Wesen selbst ansah, welches des Bildes sich bewußt wäre, das sich in demselben abdrückte. Uiberdieß ist es unstreitig, daß auch noch immer ein gewisser Einfluß der Gegenstände und ihrer öftern Vorstellung über das bloß körperliche Bild im Auge selbst übrig bleibt. Denn wir finden, daß durch eine solche Art von Uibung,

durch welche das Auge von einer gewissen Lage, Entfernung und Gestalt der Dinge, öfter als von der entgegenstehenden Bilder empfangen hat, sich sogar ein Theil von der ursprünglichen Beschaffenheit des Auges ändert. Die Mahler und die Jäger wissen es sehr wohl, daß sich das Gesicht erweitern und verengern, genauer und zugleich schneller in den Eindrücken, die es empfängt, machen läßt, wenn es auf eine gewisse Gattung von Dingen immer gerichtet, und von andern abgehalten wird.

Was ich hier von dem Gesicht gesagt habe, gilt von allen übrigen Sinnen auch. Bey allen finden wir außer dem allgemeinen Eindrucke, der allen Menschen gemein ist, und also in der Natur des Körpers, als eines menschlichen Körpers seinen Grund hat, noch gewisse besondere Verschiedenheiten in diesen Eindrücken, wodurch sich ein Mensch von dem andern unterscheidet. Bey allen finden wir, daß der Grund zu dieser Verschiedenheit

1) in dem Bau der Theile, welche die Wirkung der äußern Körper empfangen, — und der unveränderlich oder doch sehr wenig veränderlich ist;
2) in der Art der Säfte, die zum Theile durch die Structur der ersten Theile bestimmt werden, aber auch zum Theile von der Wahl und dem gehörigen Verhältniß der Nahrungsmittel abhangen, und endlich
3) in der Beschaffenheit und dem Eigenthümlichen

der Gegenstände, die durch Zufall oder durch Wahl, auf diesen Sinn am öftersten einen Eindruck gemacht haben, liege. —

Also zwey Ursachen im Körper, eine unveränderliche, die der Körper mit seiner Entstehung zugleich empfängt, eine veränderliche, die durch die gehörige Verhaltung und eine gewisse Art von Diät des Körpers in ihrer Wirkung bestimmt werden kann; eine Ursache außer dem Körper, die in der Reihe von Gegenständen liegt, die dem Sinne nach und nach vorgestellt worden, und unter welchen einige öfter als andre wieder gekommen sind. Diese Gegenstände wird freylich größtentheils der Zufall ihm zuführen; aber man sieht doch auch, daß eine gewisse Wahl bey denselben möglich ist, und also auch von dieser Seite ein gewisser Einfluß über die Art der sinnlichen Empfindung Statt habe.

Wenn wir nun diese Erfahrungen, die in Theilen unsers Körpers gemacht worden, welche, so zu sagen, der Seele am nächsten liegen, und von denen sie die unmittelbarsten Einflüsse bekommt, — mit dem, was wir von der Seele selbst wissen, vergleichen, so wird uns dieses auf die Gedanken bringen, daß es mit der Bildung der Ideen in der Seele, und mit den Verschiedenheiten, die denselben in den einzelnen Menschen zukommen, eben die Bewandniß habe, wie mit den Eindrücken auf den Körper, die jene Ideen zuerst veranlaßten oder wirkten. Zuerst sehen wir also jetzt schon eine gewisse

Ursache von der Verschiedenheit der Veränderungen in der Seele, die weder von der Beschaffenheit des Objects, noch von der Stärke seiner Wirkung abhängt; nähmlich die Verschiedenheit in dem Bau und Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge dieser Kanäle, durch welche der Seele die Bilder von den äußern Dingen zugeführt werden, und die ihnen schon, ehe sie noch die Seele erreichen, eine gewisse Gestalt geben, die nach ihnen und nicht bloß nach dem Object geformt ist. Alle diese Ursachen, die im Körper von der Verschiedenheit der Neigungen der Seele liegen, zusammen genommen heißen das Temperament; und wir haben also jetzt schon wenigstens einen Schritt gethan, um den Grund der natürlichen Neigungen zu finden, die wir zu verändern suchen wollen — Wir haben wenigstens zweyerley durch diese Erfahrungen gewonnen: Zum ersten, daß wir uns überzeugen können, es sey falsch, wenn wir hätten annehmen wollen, daß diese Verschiedenheit der Neigungen bey einerley Objecten, bloß eine Art von Betrug seyn, der daher entstände, weil die geheimen Unterschiede in den Objecten, oder in ihrem Eindruck, zu unmerklich für uns gewesen wären. Wir sehen jetzt wirklich eine subjectivische Verschiedenheit, und finden, daß in der Structur und dem Bau der sinnlichen Werkzeuge eben so wohl eine gewisse Empfänglichkeit seyn muß, die Bilder dieser oder jener Gegenstände richtig zu empfangen, und unverstellt bis an den Ort der Empfindung fortzupflan-

zen, als in den Gegenständen selbst eine Kraft seyn muß, diese Bilder hervorzubringen.

Zum andern gibt uns diese erste Entdeckung Gelegenheit zu muthmaßen, daß es eben sowohl Verschiedenheiten in dem Dinge selbst, welches empfindet, als in dem, welches die Empfindungen zuführt, geben könne, und daß da, wo sich die bloße Bewegung in eine Idee verwandelt, eben sowohl diese Verwandlung durch die Verschiedenheit des denkenden Wesens anders seyn werde, als die Bewegung durch die Gestalt der bewegten Theile geändert werde.

Diese Muthmaßung ist es, die wir jetzt zu bestärken haben.

Zuerst also haben wir schon oben gesagt: daß die Veränderungen, die in den Nerven oder im Gehirne vorgehen, wenn eine Aenderung in der Seele geschieht, nicht bloß die Ursachen, sondern auch die Bilder derselben sind. Die Psychologie hat keinen andern Weg, die verschiedenen unsichtbaren Veränderungen, die in der Seele vorgehen, (wofern sich die Seele deren nicht selbst bewußt ist) zu kennen, als indem wir die analogischen Bewegungen, die mit denselben in dem Körper verbunden sind, betrachten. Noch mehr. Alle unsre Ideen, die wir von geistigen oder von abstracten Gegenständen haben, sind fast durchgängig durch eine gewisse Analogie mit körperlichen Gegenständen gebildet worden. Und so wie diese Analogie uns zu-

erst auf diese Idee führte, und uns die Auffindung derselben erleichterte, so ist auch bey ihrer Entwickelung diese Analogie oft zur Seite gegangen. Unsere Sprache ist ein Beweis für das erstere; der Ursprung der Wörter, womit wir jetzt die Idee ausdrücken, wird uns bald die körperlichen und sinnlichen Gegenstände zeigen, von welchen wir zuerst diese Aehnlichkeiten abstrahirt haben. Und fast unsre ganze Philosophie ist ein Beweis von dem andern. Das Wort Idee selbst und das Meiste was wir von demselben wissen, ist durch die Aehnlichkeit gefunden worden, die wir zwischen demselben und einen körperlichen Bilde antrafen. Die meisten der Veränderungen in unsrer Seele würden wir niemahls haben mit Worten erklären können, wenn wir auch dieselben empfunden hätten, wofern uns nicht diese Analogie, die wir zwischen diesen Veränderungen und den körperlichen fanden, die damit correspondiren, uns sowohl den Stoff unsrer Erkenntniß erweitert, als Zeichen für dieselbe verschafft hätte. — Also ist es nicht nur erlaubt, sondern es ist nothwendig, bey allen Untersuchungen, die die Natur und die Wirkungen der Seele betreffen, die Natur und die Bewegungen des Körpers zu Rathe zu ziehen, durch die wir zuerst jene auf eine verständliche Art haben erklären können. Es ist demnach ein gewisser Schluß der Aehnlichkeit zwischen den Erfahrungen in dem Körper, (in so weit derselbe mit der Seele unmit-

telbar in Verbindung steht) und den Veränderungen der Seele selbst erlaubt. Und wir können mit Recht der Seele so wie dem Sinne, eine gewisse Kraft zuschreiben, die empfangenen Bilder durch sich selbst zu verändern, und also auch ihre Wirkungen anders zu machen, als sie sonst durch die immer gleichförmig wirkende Kraft des Objects geworden wären.

Diese Muthmaßung aber wird vollends auf eine Art von Gewißheit gebracht, wenn man die Art und Weise entdeckt, auf welche die Seele diese Bilder verändern kann. — Diese Untersuchung muß uns nothwendig die Beantwortung der Frage vorbereiten, um deren willen wir dieselbe anstellen. Denn wie ist es anders möglich, den Einfluß, denn die besondern Beschaffenheiten jeglicher Seele auf die Eindrücke gewisser Objecte und die Begierden, die daraus entstehen, haben, und den wir natürliche Neigung nannten, zu regieren, als indem wir die Art dieses Einflusses kennen?

Um dazu zu gelangen, müssen wir erstlich bemerken: daß, ob wir gleich oben gezeigt haben, die Idee des Objects, in so fern dieselbe bloß von der Art und von den Umständen, unter welchen dasselbe vorgestellt wird, abhängt, sey nicht ein hinlängliches Principium, woraus sich in jedem Falle die vollständige Wirkung erklären läßt, doch die Idee, so wie sie jedesmahl wirklich in der Seele vorhanden ist, nachdem schon alle Ursachen in sie gewirkt haben,

die in und außer der Seele etwas an ihr verändern können, das letzte, was von der Impression des Gegenstandes übrig bleibt, wenn schon alle Verwandlungen damit vorgegangen sind, die einzige und auch die vollständige Ursache der Begierde sey, die in eben diesem Falle entsteht. Wir müssen also nothwendig, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, die Idee des Objects an und für sich von der Idee des Objects in einem bestimmten Subjecte unterscheiden. Die erste ist eigentlich das, was wir Impression zu nennen pflegen, (und wir wollen ihm inskünftige immer diesen Nahmen geben) der Theil nähmlich der wirklich in der Seele vorhandenen Idee, der von der Art und Weise, wie der Gegenstand derselben ist vorgestellt worden, abhängt. Die andere ist diese ganze Idee selbst; d. h. die Art der empfangenen Impression zusammengerechnet mit dem Beytrag oder dem Abzug, den die Seele selbst zu demselben hinzugethan hat. — So wird, um diesen Unterschied durch sinnliche Aehnlichkeiten zu erklären, das Bild, das sich in einem Spiegel abmahlt, zuerst durch die Entfernung des Gegenstandes, und das Licht, was auf denselben fällt, bestimmt; in so fern ist es Impression: zum andern durch die Figur und die Politur des Spiegels selbst; und dieses mit dem ersten zusammengenommen, macht die vollständige Idee aus.

Diese Idee nun also, die in der Seele jedesmahl von einem Gegenstande wirklich vorhanden ist,

es mögen nun zu der Modification derselben so viel innere und äußere Ursachen etwas beygetragen haben, als nur wollen, ist jederzeit der hinreichende Grund der Begierde, die aus ihr entsteht, und ist derselben allemahl gleich. — Dieser Satz, der schon, sobald er vorgetragen wird, eine Evidenz hat, die unsere Uiberzeugung erzwingt, wenn wir sie auch nicht zu rechtfertigen wüßten, wird auch noch durch die Reflexion aufs genaueste bestätigt. — Der vornehmste und der einzige Beweis, den ich dafür anführen will, ist der: daß die Kraft der Seele, durch welche die Begierde gewirkt wurde, keine andre als eben die sey, welche die Ideen hervorbrachte, und daß die Begierde selbst nicht eine von der Idee der Art nach verschiedene Wirkung, sondern nur eine entwickelte, eine auf gewisse Weise bestimmte Idee sey. Es ist längst ausgemacht, daß die Kraft der Seele Ideen zu erwecken, die einzige sey, die wir kennen. Wenigstens, da sich aus ihr alle die Veränderungen in der Seele erklären lassen, deren wir uns nur jemahls bewußt werden, so würde eine jede andre Kraft, die wir annähmen, eine überflüssige Kraft, eine Ursache ohne Wirkung, d. h. gar keine Ursache seyn. — Es ist also auch richtig, daß der Gegenstand aller Begierden eigentlich Ideen sind, und daß die Begierde nach einer Sache außer der Seele, nichts anders als die Begierde ist, sich die Idee von dieser Sache zu ver-

schaffen, und zwar in einem höhern Grade von Stärke, als wir sie jetzt haben. Wir wollen uns zu dem Ende einen kleinen Plan von den Operationen der Seele vorstellen. — Um aber den Fall einfacher, und die Erfahrung dadurch leichter nnd sicherer zu machen, so nehme man an: die Kraft der Seele äußerte sich jetzt zum erstenmahl, und die Idee, die jetzt in ihr entstände, wäre die erste, deren sie sich bewußt worden wäre. Wir wollen also die Seele eines neugebornen Kindes in den Körper eines Erwachsenen setzen, und nachdem wir ihr alle Hindernisse von außen genommen haben, ihr zugleich alle Beförderung benehmen, die sie durch eine schon vorhergehende unbewußte Uibung ihrer Kraft könnte gehabt haben. Lasset also für diesen Menschen die Kanäle der Empfindung auf einmahl eröffnet werden. Alles, was im Körper geschehen muß, um die Idee vorzubereiten, geschehe so richtig, als wenn jeder Theil zu diesem Geschäfte schon längst wäre gebraucht worden. Die Seele also, deren Kraft jetzt durch die körperlichen Veränderungen, an die ihre Wirkung (wie die Erfahrung lehrt) gebunden ist, aufgeweckt worden, äußert sich zum erstenmahl, und bringt die erste Idee hervor. — Man sieht, daß diese Idee in der That nicht eine von der Wirkung der Seele selbst, oder der Handlung unterschiedene Sache seyn kann, und daß es eine bloße Illusion und ein Mangel der Sprache ist, wenn man dieselbe als einen Effect vorstellt,

der von der Aeußerung der Kraft, durch die er hervorgebracht wird, unterschieden wäre. Denn wenn die Idee eine gewisse Modification der Seele wäre, die durch die Handlung nur hervorgebracht würde, und welche fortdauerte und zurückbliebe, wenn auch die Handlung schon aufgehört hätte; so sehen wir, daß wieder eine zweyte Handlung dazu nöthig wäre, um sich von dieser Modification der Seele einen Begriff zu machen, oder sich derselben bewußt zu werden, und daß also eine neue Veränderung in der Seele gemacht werden müßte, um die erste zu erkennen. Und da diese zweyte Veränderung wieder eine Sache seyn würde, die von der Aeußerung der Kraft selbst unterschieden wäre, und so zu sagen außerhalb derselben existirte, so würde ein dritter Actus nöthig seyn, um diese wieder zu erkennen. Da diese Reihe nun von in der Seele gemachten und bleibenden Veränderungen, und von Actibus, durch welche diese Veränderungen von der Seele erkannt und zum Bewußtseyn gebracht würden, ins Unendliche fortginge, so würde man nirgends den Grund zu einer einzigen Idee finden können. Die Ursache dieser unrichtigen und doch so gewöhnlichen Vorstellung scheint die Vermischung der Ideen der Seele mit den materiellen Ideen, oder mit den Veränderungen zu seyn, die mit jeder Vorstellung in dem Gehirne oder in den Nerven verbunden sind. Weil in diesen gewisse Modificationen, gewisse Versetzun-

gen in der Lage oder der Gestalt der Theile vorgehen müssen, die von der Handlung, die diese Veränderungen wirkt, unterschieden sind, und noch nach derselben fortdauert, so hat man ebenfalls die Ideen der Seele für eine solche Art von neuen Formen gehalten, die sich die Seele selbst durch ihre eigene Kraft gäbe, und die so zu sagen das Bild von der Sache ausmachten, die sie jetzt dächte. — Aber man hat nicht gedacht, daß, man mag eine solche Veränderung, eine solche Art von Bild in den Körper oder in den Geist setzen, es immer ein todtes Bild bleibt, wie das in einem Spiegel oder in einem Brunnen, in den niemand sieht, so lange nicht ein gewisser Actus hinzukommt, durch den dieses Bild zu dem Bewußtseyn dessen, in dem es formirt ist, gebracht wird, und daß also dieser Actus selbst eigentlich das sey, was den Nahmen der Idee verdient.

Man kann hieraus beyläufig sehen,

1) Warum, wenn dieses wahr ist, einem endlichen Geiste ein Körper nothwendig sey, mit dem er verbunden ist. Denn weil in der Seele selbst der Actus die Idee ausmacht, und also die Idee verschwindet, so bald die Handlung aufhört, so würden alle Ideen, die nicht immer fortdauerten, verloren seyn, oder es würde doch immer wieder eben dieselbe Handlung erfordern, sie zu reproduciren, die es braucht, sie hervorzubringen, wenn nicht diese

Ideen irgendwo Veränderungen zurück ließen, die bleibend wären, und die, weil sie von der Handlung des Denkens gewirkt werden, aber nicht diese Handlung selbst sind, nach ihr fortdauern und die Widerhohlung derselben veranlassen und erleuchtern können.

2) Sehen wir, warum, je höher ein Geist ist, desto weniger Beyhülfe vom Körper er braucht, und warum also der allerhöchste Geist ohne Zweifel der einzige seyn muß, der ganz unkörperlich ist. Denn weil bey ihm keine Idee jemahls aufhört, d. h. weil alle eine beständige fortdauernde Handlung sind, und weil sich diese Handlung über alle möglichen Gegenstände erstreckt, so ist keine Aufbewahrung der Idee, keine bleibende Veränderung, die nach dem Aufhören der Handlung noch fortdauern müßte, nöthig. Es ist bey ihm ein einziger, immerwährender und ununterbrochener Actus; und seine Kraft, die beständig in derselben Art von Thätigkeit ist, braucht nirgends Spuren von ihrer ehemahligen Thätigkeit zurückzulassen, wodurch sie dieselbe, wenn sie aufgehört hat, wieder erneuern könne.

Wir kommen zu unserm neugeschaffenen Menschen wieder zurück. Da also die erste Idee, die seine Seele empfängt, nichts anders als die erste Handlung, die erste Aeußerung ihrer Kraft seyn kann, so muß nothwendig, wenn ich diese Idee als die

einzige fortdauern ließe, dieselbe zugleich Begierde und Idee seyn, und beydes würden nur gewisse verschiedene Verhältnisse, verschiedene Seiten seyn, von welchen man diese einfache Handlung der Seele betrachtet. Nähmlich, in so fern ich mir diese Handlung noch als künftig vorstelle, und die erste Bewegung der Kraft, wenn ich so sagen darf, den Anfang der Thätigkeit von der Handlung selbst unterscheide, so wird es Begierde seyn. — Und die Handlung selbst im Ganzen, die Summe oder das Resultat aller aufeinander folgenden Thätigkeiten, oder die letzte, wo die Äußerung der Kraft die stärkste ist, wird alsdann die Idee ausmachen.

Wir sehen also schon, 1) da die Begierde in ihrer ersten und einfachen Gestalt eigentlich nichts anders als die Bestrebung der Kraft der Seele, oder so zu sagen, das Element ihrer Wirksamkeit ist, das der Gegenstand derselben nichts anders als die Handlung selbst seyn kann. Wenn ich mir also vorstelle, daß diese Handlung nur von einer einzigen Art, d. h. das der Gegenstand derselben nur einer ist; so wird Begierde, Idee und Vergnügen an der Idee, so zu sagen, zusammen fallen, und nur eine einzige Handlung ausmachen. — Wenn ich nun aber annehme, daß diese Handlungen, oder mit andern Worten, diese Ideen, durch Empfindungen sich vervielfältigen; von jeder alten aber eine gewisse Art von Wirkung in der Seele oder in dem Gehirne (es liegt nichts daran, wo dieses sey) zu-

rück bleibe, welche die Erneuerung der alten Handlung leichter machen, so wird bey jeder der Nisus der Kraft um so viel größer seyn, aus je mehr einzelnen Thätigkeiten die ganze Handlung besteht, d. h. je größer die Beschäftigung ist, die diese Idee der Kraft der Seele gibt. Wenn nun die Zahl dieser Handlungen und der Unterschied ihrer Größe, oder des Grades der Thätigkeit, der dazu gehört, sich vermehrt; wenn dabey die Widererneuerung der einen Handlung leichter als der andern zu werden anfängt, nachdem die äußern Impressionen öfter die eine als die andere veranlaßt haben, so ist es möglich, daß sich nunmehr der Nisus der Kraft, der sonst immer mit der gegenwärtigen Handlung verbunden, und nichts weiter als der Anfang derselben war, von derselben trennt, und auf eine andre Handlung oder einen andern Gegenstand gerichtet ist, als der jetzt eben die Seele beschäftigt, (d. h. dessen Idee jetzt der Seele gegenwärtig ist.) Nähmlich, nunmehr kommt, außer der ersten Idee von einem jeden Objecte, schon eine zweyte reflectirte Idee hinzu, die jene erste selbst zum Gegenstande hat; oder mit andern Worten, die erste Handlung, worin das Empfinden des Objects, das durch die Sinne auf die Seele die Impression gemacht hatte, bestand, bringt schon eine zweyte Handlung hervor, ohne daß ein zweytes Object von außen den Stoff dazu von neuem verschaffen müsse, nähmlich diejenige Handlung, durch welche sich die Seele selbst von

ihrer eignen Thätigkeit und dem Grade derselben den Begriff macht.

Indem also nunmehr in der Seele nicht nur schon eine Anzahl von verschiedenen Handlungen, durch die Wirkung verschiedener Objecte veranlasset wurde, auf einander gefolgt sind, und zwar Handlungen, deren eine eine größere Summe von Thätigkeiten, und eine stärkere oder fortgesetztere Anwendung der Kraft enthält, als die andere; sondern auch die Seele durch eine Reihe von neuen Handlungen, die auf jene gefolgt sind, und durch sie, eben so wie die ersten durch die äußere Impression, veranlasset worden, den Grad ihrer Thätigkeit in den ersten so zu sagen gemessen hat: so entsteht nun daraus das, was wir Vergnügen oder Mißvergnügen nennen, d. h. ein noch vor der wirklichen Handlung und sogar oft während einer ganz fremden Beschäftigung vorhergehender Nisus der Kraft der Seele, eine Handlung wieder hervorzubringen, die sie als eine größere und zusammengesetztere Thätigkeit ansieht. Das Vergnügen wird also nunmehr das Element der Begierde, indem sie der erste Grad von Anwendung der Kraft ist. — So wie dieser Nisus stärker wird, so kommt das Vergnügen der Begierde näher, und sie wird wirklich Begierde, sobald die Aeußerung der Kraft so groß ist, daß nunmehr das Object, von dem dieses Vergnügen zuerst entsprungen ist, wieder ein neuer Gegenstand einer besondern Handlung wird. Ist

die Handlung groß genug, und sind keine äußern Hindernisse vorhanden, so erreicht endlich diese fortgesetzte Thätigkeit wieder den Grad, nach welchem sie zielt, und dann wird sie zur Idee. Diese kann alsdann ein neuer Gegenstand eines zweyten Vergnügens werden, dieses die Ursache einer zweyten Begierde, u. s. w. — Da also jede Begierde nur den Grad der ursprünglichen Thätigkeit der Seele bezeichnet, mit welcher sie nach der Hervorbringung einer gewissen Handlung strebt, oder noch eigentlicher, aus deren Summen selbst diese Handlung zusammengesetzt ist; so sieht man, daß diese erste Thätigkeit, und folglich die Begierde, um so viel größer seyn muß, je größer und vielfacher die Handlung selbst ist, die daraus entstehen soll; und wenn also dieser Nisus die Folge einer andern Idee ist, durch welche sich die Seele die Größe und den Umfang der wieder hervorzubringenden Handlung vorstellt, so muß nothwendig dieser Nisus der Idee gleich und mit derselben in allen Fällen übereinstimmend seyn. — Je größer und geschwinder eine Bewegung eines Körpers ist, desto größer muß das Element dieser Bewegung seyn, — und wenn ein solches Element zugleich eine Folge von einer daseyenden Idee von der Größe und der Geschwindigkeit der Bewegung wäre, so müßte es alsdann auch eben so nothwendig größer seyn, wenn diese Idee größer ist, und schwächer, wenn sie schwächer wird. Man müßte sonst sich

vorstellen, es wäre möglich, daß, wenn ein grösseres und ein kleineres Ganze gleichvielmahl getheilt würden, diese Theile doch nicht eben die Proportion behielten, die die Ganzen haben. Die Begierde ist der Anfang und der erste Theil einer Handlung; die ganze Handlung macht die Idee. Je größer die Idee, desto größer die Handlung, desto größer die ersten Anfänge der Handlung, und desto größer die Begierde. Und folglich, wenn eine Vorstellung von der Größe dieser Handlung zum voraus da ist, und der Nisus oder der Anfang der neuen von dieser ersten abhängt, so muß nothwendig die Begierde dieser Idee vollkommen gleich und mit derselben immer reciproque seyn.

Sobald ich mir eine Kraft denke, so denke ich mir einen Nisum etwas zu thun; sobald ich dieser Kraft Bewußtseyn gebe von dem, was sie thut, so wird dieser Nisus Begierde seyn. Aber durch den Zusatz des Bewußtseyns wird der Gegenstand dieses Nisus nicht verändert, sondern er geht noch auf die Hervorbringung der Handlung; die Begierde kann also auch keinen andern Gegenstand haben, als die Aeußerung der Kraft. (Man sieht also beyläufig, wie sehr das System des Philosophen bestätigt wird, der den ersten Grundtrieb unsrer Seele in dem Verlangen nach Beschäftigung suchte) Der einzige Unterschied zwischen einer Bestrebung der Kraft, die es weiß, daß sie sich äußert, und der andern, die es nicht

weiß, kann bloß darin bestehen, daß die Bestrebung der letztern sich lediglich nach der Stärke des Widerstandes richtet, den sie zu überwinden hat, um die Aeußerung der Kraft frey zu machen; hingegen die Bestrebung der erstern zugleich nach dem Bewußtseyn von der Größe und dem Umfange der Handlung, nach der sie die Bestrebung richtet. Sobald ich mir also einen Nisum nach der Hervorbringung einer gewissen Handlung denke, von der die bestrebende Kraft vorher weiß, wie viel Thätigkeit sie erfordert, sobald ist es mir nothwendig zu denken, daß dieser Nisus um so viel größer oder kleiner seyn werde, je größer oder kleiner sie die Thätigkeit sich vorstellt, von der die Bestrebung der Anfang ist.

Wir sind also nunmehr so weit, daß wir wissen: Jede Begierde ist in allen Fällen so groß; als die Idee von dem Grade der Thätigkeit, nach welchem diese Begierde die Aeußerung determinirt. Und da wir jetzt von diesen einfachen Begriffen wieder zu complicirten und zusammengesetzten zurückgehen müssen, so ist hier die Idee von dem Grade der Thätigkeit nichts anders als die Idee von der Güte des Objects, das diese Thätigkeit zuerst veranlaßte: (denn in der That kennet die Seele sich nicht anders als durch eben diese Thätigkeit, und beyde werden also für sie ein und eben derselbe Gegenstand.)

Wenn die Kraft, Ideen hervorzubringen, die

einzige der Seele ist, die wir kennen; wenn die Ideen selbst nicht sowohl eine Wirkung von der Aeußerung dieser Kraft, als vielmehr die Aeußerung dieser Kraft selbst sind; wenn die Begierde nichts anders als der Nisus zu dieser Aeußerung ist, der dem Grad derselben, und also auch der Vorstellung von dem Grade derselben aufs genaueste proportionirt seyn muß; so sehen wir also, daß die Frage: Was für Verschiedenheiten in der Natur der Seele sind es, welche die Begierden nach einerley Objecte, die eine gleiche Impression machen, dennoch in verschiedenen Seelen so ungleich machen? auf eine andre zurückkommt: Was für Verschiedenheiten sind es, welche machen, daß von einerley Objecten, deren Einfluß auf die Seele gleich ist, dennoch in der einen Seele eine stärkere, in der andern eine schwächere Thätigkeit erregt wird? oder mit andern Worten, daß die Ideen, die von ihnen in der Seele entstehen, bey der einen lebhaft und stark, bey der andern schwach und todt sind.

Hier hat uns nun die Philosophie vor undenklichen Zeiten schon vorgearbeitet, indem sie der denkenden Kraft, die nur einfach ist, eine Anzahl von einander unterschiedener Fähigkeiten gegeben hat, deren jede auf eben so unterschiedene Gegenstände gehen. In der That haben sie dadurch

nur eben die Erfahrung ausdrücken wollen, die wir vor uns haben, oder wenigstens sind sie durch sie auf diese Eintheilung geleitet worden. Nähmlich, man sahe, daß diese einfache Kraft der Seele, sich Begriffe zu machen, sich dem ungeachtet nicht gegen alle Gegenstände gleich verhält, sondern sich von dem einen geschwindere, hellere, lebhaftere Ideen macht, als von dem andern. Um also diese wunderbare Verschiedenheit, für die man in der Einfachheit und in der beständigen Identität der Kraft zu denken keinen Grund fand sie zu erklären, theilte man sie, so zu sagen, in eine Anzahl von Unterkräften ein, die schon auf gewisse Gegenstände determinirt wären, und die also, weil man sie selbst als verschieden von einander ansah, auch von der Verschiedenheit den Grund angeben konnten, welche die Ideen einer gewissen Gattung von Gegenständen so vorzüglich beförderte, indem die Ideen einer andern so weit zurückblieben. In der That hat auch diese Unterscheidung in der Seelenlehre große Vortheile gehabt. Sie hat uns nähmlich die Erfahrungen, die wir von den Veränderungen in der Seele machten, helfen unter gewisse Klassen bringen, und uns daher diese Erfahrungen selbst erleichtert. — Aber erklärt hat man eigentlich dadurch nichts. Indem man in die Idee der Fähigkeit selbst die Verschiedenheit der Gegenstände hineingesetzt hat, und da man von diesen Fähigkeiten selbst keinen andern innern Unterschied kennt,

als eben diese Verschiedenheit ihrer Objecte: so sind die Nahmen der Fähigkeiten nur die veränderten Nahmen dieser Objecte, selbst mit der einfachen sich immer gleichen Kraft zu denken, zusammengenommen. Das Problem wird also dadurch vorgetragen, aber nicht aufgelöst. Wenn ich z. B. frage: Warum werden diesem Menschen alle mechanischen Künste leicht und die Wissenschaften schwer? und man antwortet mir, weil der Erste mehr Einbildungskraft, und der Andere mehr Verstand hat, so hat man in der That nichts anders gethan, als die Frage, die ich beantwortet wissen wollte, wiederhohlt. Denn wenn ich nun den Verstand und die Einbildungskraft erklären höre, und ich erfahre, der erste sey das Vermögen deutlich zu denken, oder mit andern Worten, die Kraft der Seele angewandt auf abstracte Begriffe, — und die andre sey das Vermögen sinnlich zu denken, oder die Kraft der Seele angewendet auf sinnliche Bilder, so begreife ich, daß, indem man mir sagt: der Mensch hat Verstand, so sagt man mir eben so viel, als: dieser Mensch kann sich durch die Kraft zu denken leichter abstracte als sinnliche Ideen machen, — und jener hat Imagination — d. h. er kann sich leichter sinnliche als abstracte Ideen machen. — Aber ich wollte es ja erst wissen, warum der Eine leichter mit sinnlichen und der Andre mit allgemeinen Ideen fortkommt. Anstatt mir dieses zu erklären, sagt man mir nur,

daß es so sey, indem man nähmlich einem jeden die Fähigkeit zuschreibt, die eben nichts anders als die Verschiedenheit des Gegenstandes und des Grades, mit dem die Seele denselben vor andern bearbeiten kann, ausdrückt.

Diese Betrachtung hilft uns

1) Uns zu überzeugen, daß die Lehre von den Fähigkeiten auf keine Weise himlänglich sey, den Unterschied, den die Ideen gewisser Objecte vor den Ideen anderer in einem jeden Menschen haben, zu erklären.

2) Uns auf den rechten Weg zu führen, wie wir demungeachtet diese Lehre zur Erklärung des Unterschiedes in den natürlichen Neigungen gebrauchen können.

Das erste habe ich schon gezeigt. Ich will aber noch einen Schritt weiter gehen, und behaupten, daß es überhaupt unmöglich sey, den Grund und der Verschiedenheit in dem Grade der Vollkommenheit, den die Ideen gewisser Gegenstände vor andern voraus haben, in der Seele selbst aufzufinden. Denn in der That, woher kennen wir unsere Seele, als durch ihre Wirkungen, und was wissen wir wieder von diesen Wirkungen, als die Gegenstände? — Anstatt also jemahls von einer Verschiedenheit in der Natur, und so zu sagen dem Bau der Seele, auf die Verschiedenheit in der Art

der Wirkung, und von dieser auf die Verschiedenheiten in den Gegenständen zu kommen, für welche jede Art von Wirkung am meisten geschickt ist, sind wir vielmehr gezwungen, den entgegenstehenden Weg zu nehmen. Die Verschiedenheit in den Gegenständen ist das einzige was wir kennen, von dieser schliessen wir auf eine Verschiedenheit in der Handlung, und aus dieser muthmaßen wir einen Unterschied in der Natur der Seele.

Was aber das andere betrifft, so müssen wir bemerken: Das bloß die Verschiedenheit der Gegenstände den Grund zu der Unterscheidung der Fähigkeiten der Seele ausmacht, und die Merkmahle zu denselben gibt, so ist es erlaubt, noch neue Unterscheidungen von eben der Art zu machen, und neue Fähigkeiten in der Seele anzunehmen, so oft sich neue Erfahrungen finden, in denen Gegenstände, die bisher noch für gleich, in Absicht auf die Anwendung der Seelenkräfte sind gehalten, und deßwegen noch zu einer Fähigkeit gerechnet worden, demungeachtet in verschiedenen Seelen einen ungleichen Fortgang der Ideen von sich veranlassen. Wir unterscheiden nähmlich Einbildungskraft, Verstand, Urtheilskraft, — weil wir finden, daß der einfachen Kraft zu denken ungeachtet, doch eine Seele in der Kenntniß und der Bearbeitung der Gegenstände der einen von diesen Fähigkeiten weit kommen kann, indem sie mit der Kenntniß der andern zurückbleibt. Wenn wir also dieses noch bey andern Gegenstän-

den finden, daß ihre Ideen in einer Seele nicht mit den Ideen der übrigen nothwendig in einerley Verhältniß ab- oder zunehmen, daß sie von denselben unabhängig, einen höhern oder niedrigern Grad erreichen können; so ist es uns ebenfalls erlaubt, diese Gegenstände unter einen gemeinschaftlichen Begriff zu bringen, und wenn wir können, mit einem gemeinschaftlichen Nahmen zu belegen. — Fähigkeit heißt also nichts, als die mögliche Anwendung der Kraft der Seele auf gewisse Objecte, die nicht nothwendig von der Anwendung derselben auf andere Objecte abhängt, oder mit derselben verbunden ist. So viel Fähigkeit also kann ich mit Recht in der Seele annehmen, so viel von einander unabhängige Anwendungen der Seelenkraft auf besondre Gegenstände möglich sind.

Man sieht also, was für ein Feld zu Erfahrungen und zu Erfindungen noch übrig ist. Alle Verschiedenheit, die man in der Denkungsart und in dem, was man Genie in weiterm Verstande nennt, bey einem Menschen antrifft; alle vorzügliche Leichtigkeit, die sich bey einer Seele vor der andern findet, mit gewissen Gegenständen umzugehn, und dieselben sich geschwind bekannt zu machen, kann als ein Stoff angesehen werden, durch dessen Bearbeitung man die Lehre von den Fähigkeiten erweitern kann.

Die Auflösung unserer Frage erfordert noch diese Erweiterung ganz insbesondere, und vielleicht

ist sie im Stande dieselbe zu veranlassen. — Wir haben schon oben die Begierden auf die Ideen reducirt, und die Aufgabe, den Grund von dem natürlichen Unterschiede in den Neigungen zu finden, in die Aufgabe verwandelt, den Grund von dem natürlichen Unterschiede in den Ideen zu finden. Wir haben gesehen, daß dieser Grund sich nicht finden läßt, und daß wir nothwendig bey der Erfahrung von der Verschiedenheit der Ideen als der ersten und ursprünglichen stehen bleiben müssen.

Aber auch dadurch haben wir schon genug gewonnen.

Unsere Untersuchung nähmlich wird dadurch immer bestimmter, und die Art von Erfahrungen, die wir haben müssen, um dieselbe anzustellen, wird uns deutlicher angezeigt. Die Frage ist jetzt diese:

Zu was für Art von Gegenständen muß die Seele, die eine gewisse Art von natürlicher Neigung haben soll, vorzüglich aufgelegt seyn; oder was gehört zu einer jeden Neigung für eine Fähigkeit? Man erinnere sich, daß wir hier noch den Einfluß, den die öftere Wiederhohlung einerley Beschäftigung mit gewissen Gegenständen hat, bey Seite setzen, und daß wir von dem Theile der Neigung reden, der wirklich in der Beschaffenheit der Seele gegründet ist, und von dem wir gezeigt haben, daß er nothwendig in einer andern Verschiedenheit der Seele, die Ideen gewisser Objecte leich-

ter als andre aufzunehmen, seinen Grund haben müsse. Jetzt kommt es also darauf an, die verschiednen natürlichen Neigungen, so wie die Erfahrung und der Sprachgebrauch (der freylich auch hier noch viele philosophische Berichtigung zuließe) dieselben unterschieden haben, vor uns zu nehmen, und bey jeder derselben (vorausgesetzt, daß sie in dem Verstande natürlich sind, wie wir uns oben erklärt haben,) zu untersuchen, was das für eine Art von Gegenständen sey, deren Ideen eine Seele sich muß leichter und vollkommner formiren können, die jene natürliche Neigung haben soll.

Zu dieser Untersuchung würde also vor allen Dingen eine vollständige Sammlung der Erfahrungen nöthig seyn, die wir von den natürlichen Neigungen und den Unterschieden, die sich in Absicht auf sie in verschiednen Menschen finden, machen können. Man sieht aber, daß die Sammlung unendlich seyn würde, und daß nur unter Einer Nation dieser Besonderheiten so viel sind, daß die Sprache uns für dieselben keine Ausdrücke mehr gibt, und unser Begriff davon nur eine Art von dunkelm Gefühl bleiben muß. Jede Nation, jedes Clima, jede Sprache vermehrt diesen unermeßlichen Reichthum, und verwirrt unsre Untersuchung immer mehr.

Ich kann also nichts anders thun, als einige hervorstechende Beyspiele auswählen, und bey denselben wenigstens einen Versuch machen, zu zeigen,

wie sich aus den Neigungen auf die Fähigkeiten schließen läßt, die sie voraussetzen, in denen sie ihren Grund haben, und von denen sich also alle Besserung derselben anfangen müßte.

Ich will dazu einige ganz bekannte Beyspiele wählen, damit es desto leichter sey, sie mit den Erfahrungen zu vergleichen, und dadurch die Richtigkeit meiner Bemerkungen zu bestätigen oder zu widerlegen.

Diese Beyspiele mögen seyn der Geiz, der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Neigung zum Spiel.

Es ist gewiß, daß man diese Neigungen bey Kindern oft so zeitig gewahr wird, daß man dieselben in gewissen Familien vom Vater auf den Sohn ordentlich fortpflanzen sieht; und daß dieselben diesen Menschen unter allen Umständen, und nach den empfindlichsten Erfahrungen von den unglücklichen Folgen der Befriedigung dieser Neigung, doch so beständig anhängen, daß man nothwendig eine gewisse Anlage in der Seele voraussetzen muß, welche die Entwickelung derselben befördert.

Wir wollen uns also jetzt ein Kind in den Jahren, in welchen seine Handlungen sichtbar und der Beobachtung fähig werden, einbilden, und uns in ihm die ersten Aeußerungen dieser Neigungen vorstellen. Erstlich der Geiz. Ich verstehe unter demselben die Neigung sein Eigenthum zu vermehren, ohne durch die Begierde des Vergnügens

gens getrieben zu werden, oder ohne sich des Nutzens bewußt zu seyn, den man für dieses Eigenthum sich verschaffen kann. — Da jedes Bedürfniß eigentlich unmittelbar auf seine Befriedigung geht, so sieht man, daß, so lange das menschliche Geschlecht oder jeder Mensch insbesondere noch in dem Alter ist, daß er über die gegenwärtigen Bedürfnisse nicht hinaus geht, und also für keine künftigen sorgt, schlechterdings der Geiz unmöglich ist. So lange der Mensch noch an jedem Baume Früchte zur Sättigung, und Wasser in jedem Bache für den Durst fand; und so lange er noch hoffte, oder vielmehr gar nicht dran dachte, ob er morgen wieder Früchte und neues Wasser finden würde, so lange ging keine Begierde jemahls auf den Besitz, sondern alle unmittelbar auf den Genuß. So lange das Kind von seinen Bedürfnissen nicht anders als durch seine gegenwärtige Empfindung unterrichtet ist; so lange es unfähig ist, die Entstehung eines neuen Bedürfnisses voraus zu sehen, sobald das gegenwärtige befriedigt ist; so lange ist es auch unmöglich, das seine Begierde auf etwas anders, als diese Befriedigung gehen sollte. Der Mensch also in dem Stande der bloßen Natur, und das Kind in dem Alter, wo die Gesellschaft noch keinen Einfluß auf dasselbe hat, und wo es also jenem Menschen vollkommen gleich ist, müssen ohne Geiz seyn. Sobald es aber das Vermögen seine künftigen Bedürfnisse vorher zu sehn, und eine gewisse

dunkle Erinnerung der unangenehmen Empfindung, die diese Bedürfnisse begleiten werde, wenn wir sie alsdann nicht zu befriedigen wüßten, sich im Menschen oder im Kinde entwickelt; sobald entsteht daraus unmittelbar die Begierde, sich das jetzt schon zu verschaffen, wodurch man künftig diese Begierde wird befriedigen können. Hier ist also der erste Wunsch nach einer Sache, die man in seiner Gewalt haben will, ohne sie zu genießen. — Und hier sieht man auch die erste Fähigkeit, die dazu gehört, wenn dieses Verlangen entstehen soll, und mit der auch dasselbe in einem genauen Verhältniß der Größe stehen muß. — Nähmlich, je stärker die Vorsehungskraft, künftige Bedürfnisse sich jetzt vorzustellen, und je stärker das nachgemachte Gefühl von Schmerz ist, das wir bey dieser Vorstellung vereinigt mit der Vorstellung der Unmöglichkeit, dem vorhergesehenen Bedürfnisse genug zu thun, empfinden: desto größer muß das Verlangen nach dem Besitz der Sache seyn, die uns vor diesem Schmerz in Sicherheit setzt.

Man sieht, 1) daß dieses Vorhersehungsvermögen die Grundlage aller unsrer Handlungen seyn muß, die nicht unmittelbar in dem Genuß selber bestehen.

Jeder Mensch also muß nach der Bestimmung der Natur dieses Vermögen und die Begierde, die sich darauf gründet, in einem gewissen Grade haben — und jeder Mensch in der Gesellschaft hat

fie wirklich. Ein Mensch, der niemahls den Besitz einer Sache, sondern immer nur den Genuß begehrte, würde nichts besser seyn als ein Thier, und auch niemahls eine andre Handlung vornehmen. Wir sehen also auch, 2) daß dieses Vermögen von der Entstehung der Neigung, die wir untersuchen, noch weit entfernt, aber doch, wenn es in einem höhern Grade vorhanden ist, die erste Grundlage dazu sey. Dieses bestätigt die Erfahrung.

Wir sehen oft Kinder, an denen dieser Unterschied handgreiflich ist. Die einen gebrauchen alle die Sachen, die ihnen zu ihrem Vergnügen oder zu ihrem Zeitvertreibe gegeben werden, nur halb, um sie zu erhalten, und sie versagen sich manchen Genuß, den sie davon haben könnten, bloß weil sie dadurch fürchten in Gefahr zu kommen, die Sachen selbst, und mit ihnen den künftigen Gebrauch derselben zu verlieren. Andere hingegen sind sogleich, als sie die Sachen in ihre Gewalt bekommen, damit beschäftigt, alle mögliche Art von Vortheil und Vergnügen von ihr zu ziehen, und wenn sie auch gleich darüber in der ersten Stunde zu Grunde gehen sollte. Den ersten geht es weit mehr zu Herzen, ein Vergnügen künftig ganz zu verlieren, als sich jetzt eines Theils desselben zu berauben. Die andern beunruhigen sich um den künftigen Verlust wenig, wenn ihnen nur der gegenwärtige Augenblick alles mögliche Vergnügen verschafft, das ihnen die Sache gewähren kann. Dieser Unterschied ist

noch in den Jünglingsjahren und oft im ganzen Leben sichtbar.

Aber nun weiter. So lange als die Sachen, die der Mensch oder das Kind in seinem Besitz zu haben wünscht, um seine künftigen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar mit diesen Bedürfnissen als Mittel zusammen hängen, so lange ist keine große Gefahr, daß die Proportion zwischen dem Bedürfniß und dem Mittel sollte verrückt werden, und daß die Begierde nach dem Besitz des einen sollte größer werden können, als die Begierde nach der Befriedigung des andern. — Man setze, ein Mensch häufe, aus Besorgniß für seine künftige Sättigung, noch so viel Nahrungsmittel zusammen, so kann er sich zwar in seiner Rechnung irren, und mehr einsammeln, als seine Ernährung verlangt. Aber genug, er muß doch irgend einmahl diese Mittel zu dem Zwecke anwenden, zu welchen er den Besitz derselben gesucht hat, und es ist ihm unmöglich, sich auch nur einen andern möglichen Nutzen davon vorzustellen, als die gegenwärtige oder künftige Stillung des Hungers. So ist es mit dem Besitz aller übrigen Sachen, die geradezu auf die Genugthuung eines natürlichen Bedürfnisses gehen. Aber sobald die Gesellschaft errichtet ist, sobald von dem erworbnen Vorrathe der Uiberfluß gegen andre Sachen umgetauscht werden kann, welche die Mittel zur Befriedigung anderer Bedürfnisse sind, für die wir nicht eben so haben sorgen können; sobald bekommt dieser Uiberfluß einen Zweck

außer dem eigenen Genuß, und folglich einen Werth. Der Besitz wird also nunmehr aus einer doppelten Ursache verlangt. Einmahl, um sich vor dem künftigen Mangel zu schützen, oder um unsre eigenen künftigen Bedürfnisse zu befriedigen; zum andern, um dadurch auch Andern die Hülfsmittel für ihre Bedürfnisse verschaffen zu können, um von ihnen dafür wieder die Mittel für die künftige Stillung andrer Bedürfnisse zurück zu bekommen, die wir selbst uns nicht verschaffen konnten. In dieser Verfassung wird also der Besitz der Sache schon nicht mehr bloß deßwegen gewünscht, weil man sie genießen kann, sondern weil man sie gegen etwas vertauschen kann, was man künftig hofft zu genießen. Der Zweck des Genusses wird schon etwas weiter hinaus geschoben, ob er gleich noch immer deutlich genug im Gesicht bleibt. Die Begierde des Besitzes wird also um so viel größer seyn, um so viel der Genuß, den man von den einzutauschenden Gütern hofft, grösser vorgestellt wird, als der Genuß von denen, die man sich selber an der Stelle des Uiberflusses hätte verschaffen können. Man sieht, zwey Ursachen kommen zusammen, die diese Begierde nach einem Uiberfluß, den man mit dem brauchbaren vertauschen kann, vermehren. Die eine ein Vermögen, die andere eine Schwachheit des Vermögens, nähmlich einer gegenwärtigen Begierde Einhalt zu thun, um eine künftige zu genießen, und die Schwachheit, sich nicht die Befriedigung dieser andern selbst zu verschaffen.

Dieser Same entwickelt sich nun um so viel mehr, je mannigfaltiger die Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung werden; je weniger ein Mensch im Stande ist sich alle zu schaffen; und durch je mehrere Hände eine Sache gehen muß, ehe sie von dem, der sie zuerst in seinen Besitz gebracht hat, zu dem kommt, der sie genießet; und je entfernter also der Genuß wird, den man sich durch die Sammlung eines Vorraths, den man nicht genießen kann, vorsetzt. — Endlich kommt er völlig zur Reife, wenn bey der zu großen Anhäufung dieser Sachen, und bey der Unmöglichkeit jedesmahl, wenn ich meines Uiberflüssigen los werden will, den aufzufinden, dem es ein Bedürfniß ist, und der gerade das überflüssig hat, was mir fehlt; wenn, sage ich, alsdann an die Stelle aller Mittel für jegliches Bedürfniß ein gemeinschaftliches Zeichen gesetzt wird, welches sie alle vorstellt, und welches ich für alle umtauschen kann.

Durch diese Erfindung (die außerdem in der Natur der Gesellschaft sehr große Folgen haben mußte, von denen hier nicht die Rede ist) entstanden zwey wichtige Veränderungen: erstlich entstand nun zuerst die Begierde nach dem Besitz einer Sache, die an und für sich ganz und gar unnütz ist, und kein einziges Bedürfniß weder jetzt noch künftig befriedigen kann; anstatt daß man vorher nur den Besitz einer Sache verlangte, die uns oder Andern zu einer künftigen Zeit brauchbar werden konnte; zweytens

wurde die Entfernung zwischen dem Actus der Erwerbung oder der Besitznehmung einer Sache, und dem Genuß einer andern, die man dadurch intendirte, so groß, und die Kette, durch die der Genuß mit dem ersten Besitze zusammenhing, so lang und so complicirt, daß es nothwendig leichter werden mußte, bey der Erwerbung ganz das Verhältniß mit dem Genuß zu vergessen.

Das Geld, welches dieses System so zusammengesetzt gemacht hat, ist also ohne Zweifel der Vater des Geizes. — Und man sieht auch jetzt leicht, was für eine Art von Fähigkeit in der Seele da seyn muß, wenn, nachdem diese Gegenstände oder diese Begierde einmahl vorhanden sind, gegen dieselbe die Neigung, von der wir reden, entstehen soll.

Wenn der Besitz des Geldes überhaupt begehrt wird, so geschieht es aus der Vervielfältigung unserer Bedürfnisse, und aus dem Unvermögen, welches macht, daß wir nur für wenige, oder nur für ein einziges sorgen können; die Glieder der Gesellschaft theilen sich also in diese Bedürfnisse, und anstatt daß sonst ein jegliches nur für sich allein, aber für alle Bedürfnisse sorgen mußte, sorgt es jetzt nur für ein einziges Bedürfniß, aber theilt sie mit allen. Ohne Geld ist diese Theilung nicht möglich, sobald die Gesellschaft groß ist.

Wenn aber der Besitz des Geldes unabhängig von den Befriedigungen der Bedürfnisse, die man

sich dadurch verschaffen kann, soll begehrt werden, so kann dazu nur eine doppelte Ursache vorhanden seyn. — Entweder man hatte eine vage Begierde zu der Befriedigung aller Bedürfnisse, ohne die Lust sich ein einziges selbst zu verschaffen. Alsdann sieht man, ist der Besitz des Geldes, das einzige Mittel. Ohne Geld konnte niemand etwas anders eintauschen, ohne selbst etwas dafür wiederzugeben, und dieses mußte durch seinen eigenen Fleiß erworben seyn. Wer Geld im Uiberfluß besitzt, bekommt in der That alles, was er von Andern austauscht, umsonst, weil er immer nur bloße Zeichen gibt, und niemahls die Sache selbst, von der es das Zeichen seyn sollte. Der Besitz des Geldes ist also das einzige Mittel, alle Vortheile der Gesellschaft zu genießen, ohne selbst ihr ein einziges mitzutheilen, immer mit allen andern in dem, was sie sich erwerben, zu theilen, ohne ihnen etwas davon wiederzugeben. — Weil aber das Geld zuerst, ehe es besessen wird, erworben werden muß, und dieses doch anfangs nicht anders als durch eine wirkliche Mittheilung einer genußbaren Sache erlangt werden kann, so ist also, um den Zustand, den man wünscht, zu erlangen, kein anderes Mittel, als daß man denselben weit hinaussetzt, daß man für das Geld, welches man für seinen Beytrag zu dem allgemeinen Bedürfnisse einnimmt, nicht sich allen den Genuß verschafft, zu dem es uns in den Stand setzte; daß man also ein Eigenthum von Gelde errichtet und

beständig vermehrt, welches für jetzt eigentlich zu gar keinem Bedürfniß angewandt, und also ohne Nutzen ist. Von hier aus theilen sich nun diese Art Menschen. Entweder genießen sie eine zeitlang mit Uiberfluß die Bedürfnisse, die sie sich zuvor, um sich diesen Genuß vorzubereiten, abschlugen. Diese Leute sind eine Art von Saugwerken, die eine Zeitlang in sich ziehen, und dann auf einmahl das wieder ausschütten, was sie in sich gesogen haben. Das sind die Geizhälse aus Verschwendung. Oder, indem sie den Zustand, nach dem sie trachten, immer weiter hinaussetzen, um sich ihn desto mehr zu versichern, und immer fortfahren, sich zu berauben, um zu einer Zeit, die niemahls kommt, alles zu geniessen: so werden sie endlich (wenn noch dazu die Macht der Gewohnheit die Erwerbung ihm nothwendig gemacht) den Besitz beständig zu vermehren trachten, ohne jemahls zu genießen. Und dann sind es wirkliche Geizige.

Die andere Ursache, die eben diese Wirkung machen kann, ist: wenn die Seele eine größere Furcht für dem Mangel, als Begierde zu dem Genusse hat. Es ist klar, daß sie alsdann mehr für den Besitz der Sache sorgen wird, der gegen diese Furcht schützet, als für den Gebrauch derselben, der den Genuß davon ausmacht. — So lange als noch kein anderes Eigenthum als das Eigenthum der Sachen möglich war, die genossen werden können, so war nicht nur diese Furcht unnöthig, weil keiner

ein anderes Mittel, als wir selbst, hatte, für seine Bedürfnisse zu sorgen, und also die Gleichheit der Art zu erwerben einem jeden eine hinlängliche Portion in dem Besitze sicherte; sondern das Mittel dagegen wäre auch völlig unnütz gewesen, weil diese Sachen nicht von der Art sind, daß sie, ohne genossen zu werden, beständig aufbehalten werden können ohne ihren Werth zu verlieren. — Sobald aber als eine unbrauchbare, aber bleibende Sache an die Stelle aller brauchbaren, aber vergänglichen Sachen kam, war es möglich, den Gebrauch seines Eigenthums aufzuschieben oder gar zu unterlassen, ohne den imaginären Werth desselben zu vernichten. Der Besitz desselben also ohne Gebrauch konnte als ein Mittel angesehen werden, für entfernte Zeiten den Genuß möglich zu machen, und konnte also jetzt, ohne alle Absicht eines jemahls wirklichen Gebrauchs, bloß dieser Möglichkeit wegen, (die eben die Furcht vor dem Mangel zufrieden stellt) begehrt werden.

Der Geiz ist also entweder das Kind der ausschweifenden Begierde, oder der unnöthigen Furcht.

Es kann dazu noch eine dritte Ursache hinzukommen, welche das Vergnügen an der Erwerbung selbst, besonders an der Gelderwerbung ist. Es sind mit derselben eine Menge Beschäftigungen verbunden, deren jede ihre eigene Geschicklichkeit erfordert; es gehört eine gewisse Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, gewisse Kunstgriffe, sich jede Gelegenheit zu Nutze zu machen, eine practische Klug-

heit, glücklich zu rathen, und bey seinen Entwürfen immer die ganze Lage der Sachen und alle Umstände der Zeit und der Person zu Rathe zu ziehen; mit Einem Worte, ein gewisser rechnender Verstand dazu, der also eben deßwegen diese Arbeit an und für sich für den angenehm macht, der ihn besitzt. Wir wollen also jetzt noch einmahl die verschiedenen Vorbereitungen, die in der Seele vorgehen mußten, wenn diese Neigung darin entstehen sollte, übersehen.

Zuerst mußte eine Begierde nach dem Besitze überhaupt entstehen. — Dazu gehört das Vermögen, künftige Bedürfnisse voraus zu sehen und voraus zu empfinden. Je stärker dieses, desto heftiger die Begirde nach dem Besitz.

Zum zweyten, mußte ein Tausch des Uiberflüssigen in unserm Eigenthume mit dem Brauchbaren in dem Eigenthume Anderer vorgenommen werden.

Dazu gehörte eine Vervielfältigung der Bedürfnisse; ein Unvermögen oder eine Trägheit, sie sich selbst zu verschaffen, und ein Vermögen, bey dem Tausche einen richtigen Vergleich zwischen der Sache, die man gab und empfing, anzustellen. — Je mehr also diese Bedürfnisse sich häufen, je ohnmächtiger oder je träger die Seele ist, um sich durch sich selbst die Befriedigung derselben zu verschaffen oder zu ersetzen, und je geschickter sie ist, bey jedem Tausche zu gewinnen, desto größer wird die Begierde nach dem Uiberflüßigen seyn, das sie vertauschen kann. Zur Bestätigung des ersten kann

man nur die Erfahrung anführen, daß in allen Ländern der Geiz der einen mit dem Luxus der andern allemahl in gleichem Grade wächst, daß man unter keiner Nation eher anfing nach großem Reichthum zu streben, als bis man viele Arten von Vergnügen hatte kennen lernen, die man sich dadurch verschaffen konnte; und daß die Freygebigkeit gemeiniglich bey der Armuth wohnet.

Das andre beweist das Beyspiel aller Personen, die ihr Leben bloß mit dem Geschäfte des Erwerbens zubringen. (Nicht von denen rede ich, die, indem sie für andre Zwecke arbeiten, zugleich ihr Eigenthum vermehren) Man wird nicht eine einzige darunter von einer besondern Stärke der Seele und von höhern Gaben finden.

Zum dritten, mußt eine allgemeines Zeichen eingeführt werden, welches bey jedem Tausche an die Stelle der Sachen, die eigentlich gesucht und begehrt werden, treten könnte.

Hierzu gehörte ein Vermögen, nicht nur Sachen zu bezeichnen, sondern, auch das Zeichen selbst anstatt der bezeichneten Sache sich vorzustellen, um sich die Idee des einen immer durch die Idee des andern lebhaft genug erwecken zu lassen, um beydes als gleichbedeutende Dinge anzusehen.

Je größer also das Vermögen ist, sich unter dem Zeichen das Bezeichnete ohne allen Unterschied vorzustellen, und je größer die Fähigkeit, eine abwesende Sache zu genießen, durch den Anblick der Möglich-

keit dazu, die man in Händen hat, desto größer ist die Gefahr, anstatt der Sachen bloß das Zeichen zu begehren. Fast alle Geizhälse genießen in dem Anblicke des Geldes die Vergnügungen, die sie sich abschlagen, es zu erhalten. Uiberdieß sieht man auch eine Menge junger Leute, die mit andern Arten von Endzwecken auf eben die Art verfahren, z. B. die, ob sie gleich nicht ohne Begierde nach Rang und Ehre sind, doch nicht einen Schritt dazu thun, ihn sich durch Arbeiten und Bemühungen zu erwerben, und in einer trägen und fruchtlosen Unthätigkeit, dennoch aber so zufrieden mit sich und ihrem Zustande sind, als wenn sie alles das schon erlangt hätten, was sie wünschen, und das bloß, weil sie durch Verblendung immer glauben, die Möglichkeit in Händen zu haben, und von dem ersten Schritt, den sie thun werden, den sie aber niemahls thun, alles erwarten. Diese Leute werden, wenn im Alter sich der Gegenstand verändert, sehr oft Geizhälse.

Zum vierten, mußte, um die Neigung des Geizes zu veranlassen, die Einführung des Geldes die Operationen, die zwischen der Erwerbung und dem Genuß vorgingen, so vervielfältigen, und den Endzweck, den man sich bey der ersten vorsetzte, so unbestimmt und so entfernt machen, daß es möglich wurde, diesen Endzweck völlig zu vergessen, nachdem man ihn lange genug bloß verschoben hatte.

Wenn diese Ursache ihre Wirkung thun sollte, so gehörte dazu eine gewisse Unfähigkeit der Seele, durch eine complicirte und lange Reihe von Ursachen und Wirkungen, bis auf die letzte, die eigentlich der Endzweck von allen ist, hindurch zu sehen, und diese letzte Wirkung sich bey jeder Mittelhandlung wenigstens dunkel vorzustellen. Je größer also dieses Unvermögen ist; je weniger die Seele fähig ist, allgemeine und große Zwecke sich lebhaft genug vorzustellen, und je mehr sie durch die Art ihrer denkenden Kraft determinirt ist, die gegenwärtige und vorhabende Handlung zu ihrem einzigen Augenpunct zu machen, desto leichter kann eine Neigung entstehen, die eine Vergessenheit eines solchen Zwecks ist. Jeder Geiz ist also gewiß eine Schwachheit, eine Art von Unwissenheit dessen, was man eigentlich will, oder was man anfangs gewollt hat. Leute von großen und weit aussehenden Anschlägen sind niemahls geizig.

Zum fünften, mußte, um diese nur noch keimende Neigung völlig zu entwickeln, entweder eine unbestimmte Begierde nach dem Genuß aller Arten von Gütern, oder eine Furcht vor der künftigen Entbehrung derselben, welche die Begierde nach dem Genuß überwiegt, da seyn.

In dem ersten Falle ist es nöthig, daß ein unbestimmtes Verlangen nach der Befriedigung aller Bedürfnisse, wenn man auch diese Bedürfnisse selbst nicht einmahl kennt, — aber nicht ein fest-

gesetztes Verlangen nach einer einzigen Gattung derselben vorhanden sey. Sobald die Art des Genusses, den man verlangt, bestimmt und die Begierde heftig ist, sobald wird es unmöglich, bey allen Mitteln, die man jemahls anwendet zu diesem Genuß zu gelangen, ihn zu vergessen. Die Begierde wird alsdann Leidenschaft, wenn sie einen einzigen und klar vorgestellten Gegenstand hat. Und eine einzige heftige Leidenschaft hebt sogleich die bloße Neigung nach dem Besitze auf. — Also gehört dazu, wenn der Geiz aus dieser Quelle entstehen soll, eine gewisse Unfähigkeit zu starken Leidenschaften, eine gewisse Gleichheit in dem Eindrucke, den alle Arten von Vergnügen auf die Seele machen, und um dessen willen man also keines viel stärker begehrt, als die andern; also ein Unvermögen, sich einen einzelnen Gegenstand seiner Begierde recht lebhaft vorzustellen, und dagegen eine gewisse Fähigkeit, sich sie alle zusammen in einer allgemeinen aber niemahls entwickelten Idee zu denken. In dem andern Falle ist es nöthig, daß die Idee von dem Unangenehmen, das eine unbefriedigte Begierde mit sich führt, weit stärker sey, als die Idee von dem Angenehmen, das mit der Befriedigung selbst verbunden ist; daß der Wunsch zu genießen schwach, aber der Abscheu, nicht genießen zu können, stark sey; mit Einem Worte, daß das Böse einen größern Eindruck mache, als das Gute.

Dazu gehört nun eben die Disposition der Seele, welche furchtsam macht, — nur muß wieder diese Furcht nicht sowohl auf einen gewissen Mangel insbesondere, als auf das dunkle Gefühl von Entbehrung überhaupt gehen. Ohne die Art von Fähigkeit oder Unfähigkeit also, welche die Sorge vor dem Uibel weit in die Zukunft hinaus verlängert, ohne eine Art von Traurigkeit und Schwermuth in der Gemüthsart, die von jeder Sache die üble Seite der Seele zukehrt, kann kein Geiz entstehen. Sehr muthige oder sehr freudige Leute sind niemahls geizig.

Endlich zum sechsten, gehörten alle die Fähigkeiten dazu, die zu der Handlung des Erwerbens selbst nothwendig waren, und ohne welche das Vergnügen an dem Besitze niemahls groß genug werden wird, um alle übrigen zu ersetzen. — Man bemerkt oft bey Kindern sehr zeitig diesen Rechnungsverstand; eine gewisse Lust zum Tausche, und eine Geschicklichkeit, jedesmahl dadurch zu gewinnen; ein Vergnügen an allen den Beschäftigungen, die das Geld angehen, und eine Fertigkeit, alle die Kenntnisse geschwind zu fassen, die zu dieser Beschäftigung nöthig sind. — Dieses sonst in der That unnatürliche Vergnügen zeigt an, daß die Seele in dieser Anwendung ihrer Kraft eine Leichtigkeit findet, die ihr einen Trieb zu derselben gibt, und daß sie also unfehlbar, da sie eine gewisse Art von näherm und augenblicklichem Genuß

bey

bey der Erwerbung des Geldes findet, desto eher den andern entferntern weit hinaussetzen kann, zu dem der Besitz desselben von Rechtswegen leiten sollte.

Unter dem Ehrgeiz verstehe ich sowohl die Begierde nach der Achtung Anderer, als auch die Begierde nach den öffentlichen Zeichen dieser Achtung, und überhaupt die Begierde nach einem solchen Zustande, in welchem wir die Zeichen dieser Achtung erzwingen können.

Aller Vorzug vor Andern, und alle Achtung, die sich auf denselben gründet, kann bloß um dieser Ursachen willen begehrt werden: entweder weil man ihn als ein Mittel ansieht, Andre stärker zu bewegen, unsern Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, und für unser Vergnügen zu arbeiten; oder weil man in ihm eine Bestätigung seiner Vollkommenheit findet, die unsere eigene Uiberzeugung davon unterstützt und erhält; oder endlich, weil man dadurch einen Einfluß über eine größere Anzahl von Personen bekommt, und also die Sphäre seiner Wirksamkeit erweitert, indem man zugleich die Stärke seiner Kraft erfährt.

Wir wollen wieder der Entstehung dieser Neigung im menschlichen Geschlecht, oder im Menschen zusehen, um daraus auf die Gegenstände zu schließen, für die sie eine Fähigkeit in der Seele voraussetzt.

So lange jeder Mensch einzeln für seine Bedürfnisse sorgte, mußte er sich zwar immer einen Zuwachs von Kraft, oder mit einem andern Worte, von Vollkommenheit wünschen, um mehr Mittel für dieselben anwenden und mehr Hindernisse überwinden zu können. Aber da er niemahls Gelegenheit hatte, seine Vollkommenheit mit den Vollkommenheiten Anderer zu vergleichen; so konnte auch nicht der Wunsch entstehen, daß er seine Vollkommenheit in der Vergleichung größer finden möchte, als des Andern seine. Der Maßstab, nach dem er seine Vorzüge berechnete, war die Erreichung seines Zwecks, nicht das Verhältniß mit Andern. — Sobald die Bedürfnisse und die Menschen sich vermehrten, und nicht mehr Gegenstände genug zu einer gleichen Befriedigung aller vorhanden waren, mußten oft zwey Bestrebungen nach dem Genusse einer Sache geschehen, die doch nur von Einem genossen werden konnte.

Hier mußte also ein jeder einen Theil seiner Kraft, den er sonst bloß zu Erlangung der Sache hätte anwenden dürfen, dazu brauchen, um die Bestrebung des Andern nach eben der Sache zu vernichten. Wessen Kraft zu dieser doppelten Wirkung zureichte, blieb in dem Besitz der Sache, und genoß sie. Die Kräfte wurden also zum erstenmahl gegen einander gemessen. Und wenn diese Zusammentreffungen mehrerer Bestrebungen in ei-

nem Gegenstande öfter kamen, so mußte nothwendig aus der Begierde nach der Sache selbst, die Begierde bey einem jeden entstehen, — nicht bloß, daß seine Kraft groß seyn möchte, — sondern daß sie auch größer seyn möchte, als die Kraft aller andern, die sich um eben die Sache bewerben könnten.

Der erste Wunsch nach Vorzug entstand also unmittelbar aus dem Bedürfniß Mehrerer, die zu ihrer Befriedigung nur einerley Gegenstand hatten; — und da in diesem Zeitalter die Stärke des Leibes das sicherste Mittel war, die Bedürfnisse zu erhalten, so mußte diese vornehmlich die Vollkommenheit seyn, in der man den Vorzug begehrte.

Diese erste Begierde nach Vorzug mußte nothwendig eine zweyte hervorbringen, nähmlich die Begierde, daß Andre diesen Vorzug anerkennen möchten. Nähmlich, man mußte mehr wünschen, die Bestrebungen Anderer nach einer Sache, die wir haben wollten, zum voraus zu hintertreiben, als sie zu überwinden, wenn sie wirklich sich den unsrigen entgegen setzten. Wenn wir also nicht nur stärker waren als die Uibrigen, sondern auch von den Uibrigen als stärker erkannt wurden, so erhielten wir alle Vortheile des Sieges, ohne die Beschwerlichkeiten des Kampfes. Die Meinung von unsrer Uiberlegenheit richtete eben so viel aus, als die wirkliche Anwendung derselben, und wir

kamen also wieder in eben den Stand, als wenn wir die einzigen wären, die die Sache begehrten.

Man sieht, diese Begierde ist noch immer eine unmittelbare Folge des Bedürfnisses, — und also noch nicht Ehrgeiz.

Wenn aber der Fortgang des menschlichen Geschlechts so weit gekommen war, so mußte die immer vermehrte Anhäufung dieser Schwierigkeiten die Sachen endlich zu einer Katastrophe bringen. Diese konnte auf eine doppelte Weise geschehen.

Entweder brachte die so oft erkannte Uiberlegenheit Eines oder Weniger, die Uibrigen (die so gut wie ohne Kraft waren, da sie dieselbe niemahls anwenden konnten, um sich wirklich dessen zu bemächtigen, was sie bedurften) dahin, daß sie alle ihre Kräfte nicht mehr für sich selbst und wider jene, sondern selbst für dieselbe und zur Unterstützung der höhern Kraft, der sie nicht widerstehen konnten, anwendeten, nur unter der Bedingung, daß sie nunmehr von jenen freywillig die Bedürfnisse bekamen, die sie sich wider deren Willen nicht verschaffen konnten. Das ist der Ursprung der Sclaverey und des Despotismus.

Oder um diese Wirkung der Ungleichheit in der körperlichen Stärke aufzuheben, und der überlegenen Kraft Einiger durch die vereinigte Summe mehrerer kleinerer Kräfte ein Gegengewicht zu geben, errichtete man eine Vereinigung, durch welche die Stärke des einzelnen Menschen zu nichts wurde,

weil sich ihr immer die Stärke der ganzen Gesellschaft entgegensetzte.

Aus beyden Einrichtungen entstand, indem sie fortdauerten, und sich so zu sagen durch ihr eigenes Gewicht und die natürliche Wirkung und Gegenwirkung ihrer Theile die rechte Form gaben, die bürgerliche Gesellschaft.

Durch diese Einrichtung wurde

1) Die Gelegenheit vervielfältigt, oder vielmehr immerwährend gemacht, sich mit Andern zu vergleichen, und zwar von so vielfachen Seiten, als neue Bedürfnisse und neue Kräfte dieselben zu befriedigen, sich in der Gesellschaft entwickelten.

Alle Fähigkeiten also, die zu einer solchen Vergleichung gehören, sind der erste Stoff, und so zu sagen die Grundlage des Ehrgeizes.

2) Die Ursache sowohl, warum man den Vorzug begehrte, als die Vollkommenheiten, in denen man ihn suchte, wurden vervielfältigt.

In der Gesellschaft wurden erstlich alle die Bedürfnisse, welche eigentlich den Körper angehen, und deren Befriedigung das sinnliche Vergnügen ausmacht, — (Bedürfnisse, die an sich wenig und einfach sind,) in eine Menge von verschiedenen Zweigen getheilt und zu Gegenständen von mannigfaltigen Begierden gemacht. Zum andern wurden in derselben zuerst die Vergnügen des Umgangs und des gesellschaftigen Lebens entdeckt, und also eine

ganz neue Art von Bedürfnissen hervorgebracht, die zu befriedigen niemahls in der Gewalt des Menschen allein stand, der begehrte. Um sich nun beyde Vortheile zu verschaffen, waren nur zwey Wege. Da es darauf ankam, daß Andre uns entweder ihre Arbeit oder sich selbst zu unsern Vergnügen überließen, so mußte man entweder sie durch den bloßen Tausch der Vortheile, die wir ihnen, und die sie uns verschaffen konnten, dazu nöthigen; oder man mußte sie dazu bewegen können, sie uns freywillig und gleichsam als Geschenke zuzugestehen. Man mußte also entweder in dem Besitz solcher Sachen seyn, die man an die Stelle aller Arten von Gütern setzen konnte, und mit denen man also auf gleiche Weise den verschiedenen Bedürfnissen aller der Personen, die uns etwas verschafft hätten, zu Hülfe kommen konnte, d. h. man mußte reich seyn; oder man mußte einen anerkannten Vorzug an Kräften oder Vollkommenheiten haben, und zwar an solchen Vollkommenheiten, die, ob sie zwar nicht unmittelbar dazu dienten, Andern ihre Bedürfnisse zu verschaffen, doch überhaupt den Zustand, in welchem ein jeder für seine eignen Bedürfnisse arbeiten konnte, sicherten und verbesserten, d. h. man mußte geehrt seyn. — Der Reichthum war ein weit kräftigeres, weit allgemeineres Mittel, weil es unmittelbar die Begierden der Leute, deren Dienst wir uns verschaffen wollten, auf unsre Seite brachte.

Der Vortheil, den wir ihnen verschafften, war gegenwärtig und sinnlich. — Aber eben deßwegen war er auch mehr geschickt, uns die erste Art von Vergnügen, die in der Erweiterung der körperlichen Bedürfnisse besteht, als die andere, die in der Befriedigung der gesellschaftlichen Neigungen liegt, zu verschaffen. Da bey diesen letztern das Vergnügen schlechterdings freywillig uns verschafft werden muß, oder sein Wesen verliert, so konnte der Reichthum zwar uns die äußern Zeichen davon, aber nicht das Vergnügen selbst verschaffen.

Die Vorzüge hingegen, die Hochachten erweckten, wirkten schwächer und langsamer, weil sie mit dem persönlichen Interesse der einzelnen Menschen erst durch eine lange Kette zusammen hingen. Und eben deßwegen konnte sie die Mittel zu sinnlichen Befriedigungen nicht in dem Maaße, wie der Reichthum, verschaffen. Aber sie war weit mehr als dieser geschickt, uns eine Zuneigung zu erwerben, die von einem persönlichen augenblicklichen Interesse unabhängig wäre und welche der Grund aller gesellschaftlichen Vergnügungen ist. Ihr Einfluß war geringer, weil nur die, welche den Zusammenhang dieser höhern Vollkommenheiten mit dem Beßten der Gesellschaft übersehen konnten, desselben fähig waren. Aber er mußte nothwendig über die beßten und edelsten Seelen seyn, weil nur diese einer so erweiterten Aussicht fähig waren.

Nachdem also in einem Zeitalter oder einer

Nation die Begierde nach den sinnlichen oder den gesellschaftlichen Vergnügen größer wurde, nachdem mußte auch die Begierde nach Hochachtung oder nach Reichthum wachsen. Der zweyte Grundstoff zum Ehrgeiz sind also alle die Fähigkeiten, welche die Seele in den Stand setzen, die Vergnügen, die aus der Gesellschaft entspringen, auf eine vorzügliche Art zu empfinden. — Da wir wissen, daß ein großer Theil dieser Vergnügungen aus den zwey Hauptquellen entstehet: entweder einer starken Imagination, die mit dem wirklichen Empfindungen eine Menge von verwandten Neben-Ideen zu verbinden, und durch eine Art von Fiction, die durch das gegenwärtige Gefühl mehr veranlaßt als hervorgebracht wird, dieses Gefühl zu verstärken weiß; — oder aus einer gewissen Anlage der Seele, vermöge welcher sie ihre Ideen leichter durch Ideen andrer veranlassen und entwickeln, als sie selbst hervorbringen kann, und der zu Folge sie also unthätig seyn müßte, wenn nicht ihre Thätigkeit durch die Wirksamkeit Andrer ins Spiel gebracht würde; so gehören also auch beyde Arten von Fähigkeiten zur Entstehung des Ehrgeizes. Demungeachtet ist unter beyden die Art von gesellschaftlichen Neigungen, welche aus der Stärke der Imagination entstehet, die geschickteste, den Ehrgeiz hervor zu bringen.

Wir werden dieses sehen, sobald wir die ver-

schiedenen Vollkommenheiten untersuchen, in denen man einen Vorzug nach und nach gesucht hat.

Es mußten, sagte ich, Vollkommenheiten seyn, die auf die ganze Gesellschaft überhaupt einen allgemeinen Einfluß hätten. Denn nur diese konnten Alle oder doch Mehrere zugleich unserm Verlangen dienstbar machen, ohne doch eines jeden besonderes Interesse ins Spiel zu bringen.

Das erste, was die neuerrichtete Gesellschaft brauchte, war Schutz. Und die Vollkommenheiten, die dazu gehörten, ihr Schutz zu gewähren, waren Tapferkeit und kriegerische Tugenden. Der erste Vorzug also, den man suchte, und der erste Gegenstand des Ehrgeizes mußte der Titel und der Rang eines Helden seyn.

Die Begierde nach Vorzug war jetzt eben so viel als die Begierde seinen Muth zu zeigen, eine Begierde, die also auch gegen die Gelegenheiten, in denen man ihn zeigen konnte, begierig machen, Gleichgiltigkeit gegen die Gefahren, und Verachtung des Todes einflößen mußte. So war die Kette, die diese neuen Begierden noch immer mit den ursprünglichen alten zusammenhing: Man wollte so viele, so mannigfaltige Bedürfnisse befriedigen, als man konnte. Man konnte sie nicht alle durch sich befriedigen. Also mußte man Andere dazu bewegen, daß sie es thäten. — Also mußte man ihnen Gründe dazu geben, also mußte man ihnen nützlich seyn können, und wenn man besonders einer ganzen Ge-

sellschaft nicht anders nützlich seyn konnte, sie vertheidigen, also Gelegenheiten wünschen, sie vertheidigen zu können, also der Gefahr trotzen und den Tod verachten. — Aber bald zerriß diese Kette, da sie zu lang wurde, so wie es beym Geize geschah, und hier erschien eigentlich zum erstenmahl das Phantom der Ehre, was wir suchen. Nähmlich, so lange man den Vorzug bloß als eine Münze ansahe, für die man Vergnügen eintauschen könnte, so lange war der Ehrgeiz keine von den übrigen abgesonderte Neigung, der seine eigenen Symptome hätte.

Aber sobald man diese Verbindung des Urtheils der Gesellschaft von unserm Vorzuge, mit ihrer Neigung uns mehr Vergnügen zu verschaffen, nicht mehr in den Augen behielt; nachdem man sich unter dieser Gesellschaft nicht mehr die einzelnen Personen dunkel vorstellte, von denen man diese Vergnügungen erwartete, sondern ein gewisseres, höheres und für sich bestehendes Wesen, das nirgends vorhanden war; nachdem man durch die Imagination seine eigene Existenz so vielmahl vervielfältigt hatte, als man Urtheile über seine Verdienste sich vorstellte; da man durch diese Illusion sich sogar eine Art von Fortdauer gegeben hatte, die von dem Leben unabhängig wäre: so erschienen die Nahmen Patriotismus, Helden, Vaterland, Ehre, auf einmahl, und diese Art Ehrgeiz war bey ihnen Reife.

Man hat die Wirkungen und die mannigfaltigen Arten der Einbildungskraft noch nicht hinlänglich untersucht. Man würde ihren Einfluß auf die Neigungen, und selbst die Tugenden des Menschen noch weit größer finden, als man glaubt. Wenige z. B. kennen die Art von Einbildungskraft, die an die Stelle einer sehr abstracten oder sehr zusammengesetzten richtigen Idee, ein falsches aber wirksames Bild setzt, eine Art von Fiction, die das Anschauen des Gegenstandes erleichtert, und ihn zugleich begreiflicher und bestimmter macht. Und doch würde ohne diese Fähigkeit keine Neigung gegen ganze Gesellschaften entstehen können, die von der Neigung gegen die einzelnen Glieder derselben unabhängig wäre. Insbesondere aber ist sie zu dem Ehrgeitze und der Vaterlandsliebe unentbehrlich. Vaterland ist ein solcher zusammengesetzter Begriff, eine Sammlung von Menschen, deren wenigste wir kennen, und von denen noch wenigere von uns wirklich geliebt werden. Ehre ist ein anderer abstracter Begriff; der Inbegriff von den Ideen, die unsre Vorzüge in andern erwecken, und die uns eigentlich ganz fremd sind.

Wenn nicht die Imagination diesen beyden Ideen Körper gäbe; wenn sie nicht das Wort Vaterland zu einem Phantom machte, das in irgend einer oder der andern Gestalt, entweder in der ehrwürdigen Gestalt eines versammelten Senats, oder in der fröhlichern Gestalt eines triumphiren-

den jauchzenden Volks vor der Seele des Patrioten schwebte; wenn sie nicht der Ehre eine gewisse Art von Existenz und Wesen zu geben, und sie in das Bild einer Geliebten, die den Sieger gütiger empfangen, oder einer Göttin, die ihn bekrönen wird, zu verwandeln wüßte, so würden niemahls Patrioten oder Ehrgeitzige entstehen.

Diese Imagination ist es also, welche den Ehrgeitz völlig ausbildet, und welche die Grundfähigkeit für diese Neigung ist; besonders aber für den kriegerischen Ehrgeitz, weil er mit der natürlichen Furcht vor Schmerzen und Tode zu kämpfen hat, die nicht anders als durch eine solche Art von Illusion überwunden werden können.

So lange Sicherheit das vornehmste oder fast das einzige Gut war, das die Gesellschaft bedurfte, so lange war die kriegerische Ehre die einzige. So wie aber das Interesse der ganzen Gesellschaft sich veränderte und erweiterte, so wurden auch die Vollkommenheiten, durch deren zugestandenen Vorzug man sich über die Gesellschaft einen Einfluß erwerben konnte, vermehrt. Ohne diese Vollkommenheiten selbst durchzugehen, wollen wir nur noch die verschiedene Art und Weise untersuchen, durch die man sich (nicht sowohl den Vorzug selbst zu erwerben, als) die Gewißheit zu verschaffen suchte, daß uns Andre den Vorzug zugeständen.

Ich nehme also jetzt die Ehrgeitzigen, die eigentlich den Nahmen verdienen, d. h. diejenigen,

deren Begierde nicht über die Ehre hinaus auf die Vortheile sieht, die sie bringt. Diese müssen nothwendig Zeichen und zwar sinnliche Zeichen von ihrem Vorzuge verlangen. Denn wo würde sonst ihre Imagination die Bilder hernehmen, die sie an die Stelle der Empfindungen setzte, und womit sie die Neigung aufrecht erhielte? Aber diese Zeichen, die der Ehrgeitz begehrt, werden nach der Beschaffenheit der Seele verschieden seyn.

Es gibt Seelen, die nur von wenig Dingen auf einmahl, aber tiefe Eindrücke bekommen können, (d. h. wo in einem viel Ideen gleichsam eingewickelt liegen;) andre von vielen Dingen zugleich, aber nur leichte. Es gibt noch einen andern Unterschied, den ich empfinde, und den ich nicht völlig erklären kann; es gibt Seelen, deren Aufmerksamkeit, so wie die Augen der Kinder, nur durch etwas Buntes und Schimmerndes angezogen werden; und andere, bey denen diese Eindrücke viel matter, viel weniger frappant, hingegen die Eindrücke von den Gestalten der Dinge stärker sind. Man könnte sagen, (um dieses philosophischer auszudrücken) daß gewisse Seelen, vermöge ihrer Fähigkeit, keine Ideen anders als durch die Abstechung mit andern Ideen klar bekommen könnten; dahingegen bey andern die Stärke des Eindrucks von der Sache selbst, diese Zuhülfenehmung anderer contrastirenden Ideen unnöthig machte.

Wenn ich nun jede dieser vier Seelen ehrgeitzig

annehme, so wird eine jede durch die Zeichen, die sie von ihrem Vorzuge verlangt, die Art von Eindruck zu machen suchen, die bey ihr selbst der stärkste ist, und sie werden also just die Gattung von Zeichen begehren, die diesen Eindruck zu machen geschickt ist.

Die Seele von tiefen und so zu sagen concentrirten Vorstellungen wird Ehrenzeichen begehren, die auf andre wieder große und bleibende Eindrücke machen; sie wird also diese Zeichen der Ehre in einem großen Einfluß über Andere suchen. Und da kein größerer Einfluß über Andere seyn kann, als wenn ihr Wille unsern Einsichten oder unserm Willen folgt, so wird sich bey ihr am öftersten der Ehrgeitz in Herrschsucht verwandeln. Aber eben deßwegen, weil diese Art Seelen gemeiniglich von so viel weniger Gegenständen Eindrücke empfängt, um so viel stärker sie sind, so wird sie auch alsdann sich mit einem Einfluß auf wenige Personen begnügen, wenn derselbe nur desto größer ist. Man sieht daher sehr ehrgeitzige Leute, die nicht einen Schritt thun, ihre Vollkommenheiten öffentlich bekannt zu machen; — aber die über den kleinen Kreis, unter dem sie bekannt sind, unumschränkt herrschen wollen.

Wenn diese Leute an die Höfe der Fürsten oder in die Häuser der Großen kommen, so wird eine große Macht ohne Rang, ein großer Credit

ohne Ehrenstellen ihnen lieber seyn, als die größten Standeserhöhungen ohne wirklichen Einfluß.

Seelen, die flüchtige Eindrücke, aber von einer großen Menge von Gegenständen auf einmahl annehmen; bey denen so zu sagen die Oberfläche ihrer Ideen groß, die Tiefe geringe ist, werden auch wieder solche Ehrenzeichen für sich verlangen, die auf Viele, wenn gleich nur einen schwächern Eindruck machen. Sie werden also solche suchen, die den Meisten bekannt werden, und also die größte Summe von Ehrerbiethung ihnen zuwege bringen können. Die Ehrgeitzigen von dieser Klasse sind zuerst die Erfinder der Titel, der Hofämter, der Ordensbänder gewesen. Sie begehren mehr den Rang, den ihnen ein hoher Posten gibt, als die Gewalt, die sie durch ihn bekommen; und sie werden einen höhern Rang ohne Ansehen nicht mit einem geringern bey dem größten Ansehen vertauschen.

Wenn beyde Gemüthsarten, und die Fähigkeiten von beyden, sich mit einander in einer Seele vereinigen, wenn der Ehrgeitz so wie die Kraft der Seele zugleich ausgebreitet und stark ist, dann bringt er einen Karl den Zwölften, oder einen Richelieu hervor.

Seelen, die nur von sehr kleinen, aber stark in die Augen fallenden Sachen gerührt werden können, werden auch solche Zeichen ihrer Vorzüge suchen, die zugleich nichtsbedeutend und schimmernd

sind, von denen sie also; da sie die Eindrücke anderer nach den ihrigen beurtheilen, die stärkste Wirkung vermuthen. Diese Art von Ehrgeitz ist eben das, was man Eitelkeit nennt, und dessen Ursprung wir also jetzt zugleich mit der Beschaffenheit der Seele, durch die sie veranlaßt wird, gefunden haben.

Eitelkeit ist ursprünglich so viel als die Leere. Das Bild ist von Früchten hergenommen, an denen die eigentliche Frucht verzehret und die Schale erhalten ist. Wenn Dinge, die eine Substanz haben sollen, nur die Oberfläche dieser Substanz haben, aber keine Solidität, so nannte man sie eitel. Diesen Begriff auf die Moral übergetragen, so sieht man leicht, was hier die Eitelkeit im allgemeinsten Verstande ist, nähmlich die Art von Verkehrung der Begierden, vermöge welcher die Seele, anstatt der Gegenstände selbst, nur das an ihnen begehrt, was den ersten und geschwindesten Eindruck macht; was zuerst Ideen von sich erweckt, und wovon sich also der augenblicklichste aber flüchtigste Genuß machen läßt. — Weil aber in keiner Art von Gütern diese Verkehrung leichter ist, als bey denen, die selbst, wenn sie reel sind, nur durch die Imagination, nicht durch die Empfindung genossen werden können, und unter denen die Ehre das vornehmste ist: so ist die Bedeutung des Worts bald genauer eingeschränkt worden, und heißt eine Begierde nach solchen Zeichen des Vorzugs, die an

und vor sich sehr wenig im Stande sind, bey Andern diejenigen Ideen von unserm Vorzuge zu erwecken, die Ehre heißen, die aber dafür an sich einen blendenden Eindruck machen, und auf kurze Zeit die Aufmerksamkeit der Andern auf sich ziehen. Wer also mit einer großen Anstrengung seiner Kräfte nach der Erlangung dieser Zeichen, dazu der Putz, der Aufwand und die Kostbarkeiten in der Equipage, auch selbst die Schmeicheleyen Anderer gehören, strebt: der ist eitel.

Man sieht, daß dazu erstlich eben die besondere Anlage der Seele gehört, die wir zuvor Eitelkeit im allgemeinsten Verstande nannten.

Zum andern setzt diese Eitelkeit einen Geist der Kleinigkeit zum voraus, oder eine gewisse Fähigkeit, sich in das Detail aller der kleinen Besorgungen und Geschäfte einzulassen, die man nöthig hat, um sich diese äußern Verzierungen zu verschaffen, und sich zu versichern, daß man dieselben besitze.

Endlich zum dritten, gehört eine gewisse Gabe der Nachahmung dazu, eine große Attention auf das, was Andere in jeder Art für schön halten, und eine glückliche Fertigkeit, dasselbe nachzumachen oder anzunehmen. Denn da diese Zeichen blos conventionell sind, so muß man sie also kennen, wenn man sie annehmen will. Diese Kenntniß erlangt man nicht ohne eine Fähigkeit, selbst davon leicht bey Andern gerührt zu werden.

Ich komme endlich zur Neigung zum Spiel.

Ich nenne das Spiel hier eine Art von Wette, deren Gewinnst entweder vom Zufall, oder von Geschicklichkeit, oder von beyden zugleich abhängt. Wenn man von einer Neigung zum Spiel redet, so versteht sich es fast, daß man von einem Spiel redet, wobey sich etwas gewinnen oder verlieren läßt.

Man spielt entweder, weil man in dem Spiel eine Beschäftigung seiner Seelenkräfte ohne Anstrengung findet, und weil durch das Spielk eine Menge von Ideen in uns so zu sagen von selbst hervorgebracht werden, die uns keine Mühe gekostet haben, sie zu erwecken; oder weil man eine Art von Leidenschaften dadurch bey sich rege machen kann, die beständig abwechseln, und die, indem sie uns immer auf den zukünftigen Augenblick aufmerksam machen, uns die Dauer des gegenwärtigen verbergen; oder endlich aus Eitelkeit, wenn man spielt, weil man das Spiel als eine Gelegenheit ansieht, einen Vorzug von sich Andern bekannt zu machen, und aus Eigennutz, wenn man spielt, um zu gewinnen.

Alle die Ursachen und alle die verschiedenen Mischungen der Fähigkeiten der Seele, die diese Ursachen wirksam machen, müssen zusammen kommen, wenn diese Neigung zum Spiel entstehen soll, die bey gewissen Personen so unüberwindlich ist, daß ihr eigener völliger Ruin sie nicht davon hat heilen können.

Eine Seele also, die Kraft genug hat, um Beschäftigung zu bedürfen und zu begehren, aber nicht Kraft genug, um sie sich durch sich selbst durch die freywillige Anwendung derselben auf immer neue und neue Gegenstände zu suchen: muß eine Arbeit wünschen, in der ihr diese Anwendung, so zu sagen, vorgeschrieben ist; in der sie nur auf wenig Gegenstände geht, die immer wieder kommen, aber doch in einer so veränderten Ordnung, daß sie jedesmahl den Schein der Neuheit haben.

Und sobald also der Mensch von dieser Gattung das Spiel kennt, sobald muß er es lieben. Das ist die erste unentbehrlichste Grundlage zu dieser Neugung. — Zuweilen ist sie die einzige. Man sieht oft Leute von Verstand und Kenntnissen, (besonders wenn ihnen durch ihre Lebensart Geschäfte auferlegt sind, die mehr ermüdend als anstrengend sind) die nach geendigter Arbeit das Spiel der beßten Unterredung vorziehen. Die Ursache ist klar. Bey einem Gespräche müssen sie erst die Gegenstände mühsam herbey suchen, mit denen sie ihre Seele beschäftigen wollen; bey dem Spiel werden ihnen dieselben von selbst angebothen.

Eine Seele, welche die Fähigkeit hat, leicht von Hoffnung oder Furcht eingenommen zu werden, und die von großen Gegenständen für diese Leidenschaft frey ist, wird eine Gelegenheit gern sehen, wo sie etwas Kleines hoffen oder fürchten kann, und wo noch dazu die Erwartung geschwind entschie-

den, und immer wieder von neuem rege gemacht wird. Je weniger ein solcher Mensch von dem Gegenwärtigen eingenommen wird, je weniger er Eindrücke von seinem jetzigen Zustande empfängt, desto begieriger wird er seyn, durch die Ungewißheit des Künftigen seine Seele in Bewegung zu setzen. Dieses ist die Ursache, warum die Hazardspiele, die der Kraft der Seele weit weniger Beschäftigung geben, als die andern, doch von Vielen, und besonders von den Spielern von Handwerk, mehr gesucht werden, als diese. Bey alle dem aber entsteht doch keine herrschende Neigung zum Spiel ohne Gewinnsucht. (Denn die Eitelkeit bringt wohl viele unermüdete, aber doch keinen sehr hitzigen Spieler hervor.) Alles also, was die Begierde zu haben erregen und veranlassen kann, gehört auch zu der Hervorbringung der Neigung zum Spiel. Aber noch mit dem Zusatz: Es gibt eine gewisse Fähigkeit in der Seele, die Idee von dem Gegenstande einer Begierde festzuhalten, sie unveränderlich dauerhaft zu machen, und den beständigen Abbruch, den sonst der unaufhörliche Zufluß von neuen Ideen der Stärke der alten thut, bey dieser zu vernichten oder wieder zu ersetzen. Aus dieser Fähigkeit entsteht in den Begierden das Anhaltende, welches durch die weiteste Entfernung des Ziels an dem Eifer des Fortgangs nicht gehindert wird, aber eben deswegen auch nur in langsamen, aber immer gleichen Schritt sich gegen dasselbe bewegt. Wenn der Gegenstand

dieser Begierde Vermögen ist, so werden diese Leute den Reichthum durch Arbeitsamkeit, Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben suchen. Es gibt andre Seelen, in denen der Gegenstand ihrer Begierden auf einmahl Eindrücke von einem außerordentlichen Glanze macht, die alles Uibrige verdunkeln, aber sich selbst nicht erhalten können. Bey diesen ist die Begierde heftig und ungestümm; fordert ihre Befriedigung augenblicklich, und ersetzt das lieber durch die Größe der Schwierigkeit und der Gefahr, wenn dieselbe nur kurz ist, was die Andern durch das Anhaltende in ihren Bemühungen ausrichten. — Wenn bey diesen der Reichthum der Gegenstand ist, so werden sie die Mittel plötzlich reich zu werden, wenn sie auch dabey in die Gefahr kommen sollten ganz arm zu werden, dem sichern, aber langsamen Wege vorzuziehen. —

Diese, wenn sie noch außerdem die andern Theile der Gemüthsart haben, die das Spiel an und für sich angenehm machen, werden ganz gewiß Spieler.

Das wäre also eine Probe von der Untersuchung: Was für Fähigkeit jede Neugung voraussetzt, und auf was für Art sich entdecken ließe, wie viel von einer jeden Neugung in der Seele selbst, oder in der natürlichen Determination ihrer Kraft auf gewisse Gegenstände gegründet sey.

Das Resultat dieser ganzen Betrachtung ist also dieses: Es ist von der höchsten Probabilität, daß

die Verschiedenheit der Neugungen, die wir gegen einerley Gegenstände bey verschiedenen Menschen finden, in einer gewissen natürlichen Verschiedenheit derselben ihren Grund habe, welche macht, daß die Ideen von den einen lebhafter, klärer und wirksamer sind, als wie die andern. — Erstlich, weil wir sogar einen Theil von den Ursachen, welche die Wirkung eines Objects auf die Seele bestimmen, in der Temperatur des Körpers und der Structur der sinnlichen Werkzeuge finden, und es also höchst vermuthlich ist, daß ein eben so großer Theil dieser Wirkung von der Natur, und wenn ich so sagen darf, dem Bau der Seele abhänge, in welcher diese Wirkung sich endigt. Zum andern, weil, ungeachtet sich der Grund dieser Verschiedenheit oder das, was eigentlich in der Natur der Seele geändert seyn muß, wenn diese oder jene Neigung entstehen soll, nicht angeben läßt, man demungeachtet zeigen kann, auf welche Art von Gegenständen bey einer jeden Neigung die Fähigkeiten der Seele gerichtet seyn, und welche Ideen ihr am leichtesten anzunehmen seyn müssen.

Hieraus muß sich nun die erste Frage der Academie beantworten lassen. — „Kann man die natürlichen Neigungen vernichten oder andere erwecken, welche die Natur nicht erzeugt hat?“ wird also jetzt soviel heißen: Kann man machen, daß eine Seele, welche die Fähigkeit hat, von gewissen Objecten sich lebhaftere oder stärkere Ideen zu machen, sich doch

von denselben schwache und langsame mache; und kann man im Gegentheil der Seele von den Gegenständen starke und dauerhafte Eindrücke verschaffen, von denen sie doch nur die Fähigkeit hat, schwache und vorübergehende zu empfangen? Es kommt alles darauf an, zu wissen: Kann man in der Seele Fähigkeiten vernichten, die sie hat, oder ihr welche geben, die sie nicht hat? — Nun wissen wir, wir haben über die Fähigkeiten keine andre Art der Gewalt, als durch die Gegenstände, mit welchen wir sie beschäftigen, und durch die Uibung, durch die wir eine Beschäftigung öfter als die andere wiederhohlen; also wird auch nur eben die Art von Einfluß bey den Neigungen Statt finden.

Wir können also die natürlichen Neigungen der Seele nicht vernichten noch hervorbringen, weil wir kein Mittel haben, unmittelbar auf die Natur der Seele zu wirken, und das Verhältniß unter ihren Fähigkeiten zu verändern. — Aber wie weit die Wirksamkeit dieser natürlichen Anlage, durch die Wahl der Gegenstände, die der Seele vorgestellt werden, geschwächt oder aufgehoben werden kann, dazu müssen wir erst wissen, wie viel von dem, was wir natürliche Neigungen nennen, selbst dieser Verschiedenheit in den Gegenständen zuzuschreiben ist, und dieses ist der zweyte Theil unserer Arbeit, der also zugleich der practische seyn wird.

Zweyter Abschnitt.

Diese Frage ist einerley mit dieser andern: Wie viel vermag die Erziehung über die natürlichen Neigungen? Ich glaube man ist jetzt beynahe völlig von dem Vorurtheil zurückgekommen, daß Erziehung nichts mehr sey als Unterricht, und daß zur Besserung eines Menschen nichts weiter gehöre als Vorschriften. Man kann es heut zu Tage schon als eine ausgemachte Wahrheit voraussetzen, daß alles, was der Mensch von dem ersten Gebrauch seiner sinnlichen Werkzeuge an hört und sieht; alle Handlungen, die um ihn herum vorgehen, alle Reden, die vor seinen Ohren geführt werden, die ganze Reihe der Vorfälle, in die er selbst gesetzt wird, oder von denen er ein Zeuge ist, und die ganze Anzahl von Personen, mit denen er nach und nach in Verbindung kommt, einen weit größern Theil an der Bildung seines Kopfes und seines Herzens haben, als die förmlichen Unterweisungen. Diese Wahrheit lege ich also zum Grunde, um zu zeigen, was das für eine Art von Einfluß sey, den die Gegenstände über die Seele haben; und in wie fern es wahr sey, daß die Seele sich die Welt nicht anders, als durch den Theil derselben, der innerhalb ihres Gesichtskreises liegt, vorstelle? Die Erfahrung kann hier unser einziger Wegweiser seyn, und das Raisonnement kann nichts thun als dieselbe unterstützen.

Wir wollen von den allereinfachsten und leichtesten Erfahrungen anfangen.

I) Eine jede Handlung mehrmahlen wiederhohlt, wird leichter. Zuerst deßwegen, weil, so oft die Handlung wiederhohlt wird, so oft werden auch die Ideen wieder erweckt, die vor derselben vorhergehen, und die die Gründe der Handlung enthalten; um so viel leichter wird es also, diese Ideen künftig wieder zu erwecken; — erstlich, weil die verschiedenen Verbindungen, in denen wir dieselben von einer Zeit zur andern gehabt haben, uns viel Mittel der Erinnerung verschaffen; zum andern, weil die Geschicklichkeit zur Handlung selbst wächst, oder weil die Fähigkeit der Seele, die wir durch die Handlung ausüben, größer wird. Diese Wirkung der Wiederhohlung äußert sich nicht bloß in Handlungen, denen wir gemeiniglich diesen Nahmen geben, d. h. die in der Hervorbringung einer Sache bestehen, sondern auch in solchen, die Bestrebungen zu der Hervorbringung sind. — Wenn also in der Reihe Gegenstände, die nach und nach auf die Sinne und die Seele eines Menschen Eindrücke machen, die, welche zur Erregung der Begierden geschickt sind, öfter vorkommen als andre: — so ist klar, die Ideen, welche, so zu sagen, die Triebfedern dieser Begierden sind, werden öfter in der Seele hervorgebracht als andre, — und zwar (weil der Gegenstand doch nicht allemahl unter eben den Umständen erscheint,) immer mit andern und andern Ideen verbunden.

So oft nun eine von diesen verbundenen Ideen in die Seele zurückkommt, so oft wird die Einbildungskraft auch jene wieder erwecken; und da dieser Verbindungen durch die öftere Erscheinung des Gegenstandes viel sind, so werden auch der Ideen viel seyn, durch welche die Seele an jene erinnert wird. Bey einer neuen Erscheinung des Gegenstandes ist also die Wiedererweckung der Begierde um so viel schneller, je schneller die Erinnerung an die Eindrücke ist, die der Gegenstand ehemahls gemacht hat. Man nehme zwey Kinder. Man gebe beyden die Disposition der Seele, die des Zorns fähig macht. Man setze aber, in der Verfassung des einen Kindes kommen Vorfälle, die den Zorn rege machen können, zehnmahl vor, ehe einer in den Umständen des andern sich ereignet. Der Zorn, der eine plötzliche Begierde ist, eine angethane Beleidigung zurück zu treiben, setzt allemahl, erstlich unangenehme Empfindung, einen Schmerz oder eine versagte Befriedigung; zum andern, eine Unmöglichkeit zum voraus, diese unangenehme Empfindung auf eine andere Art wegzuschaffen, als durch die Vernichtung dessen, der diese Empfindung in uns veranlasset hat. Bey dem also, welcher zehn Gelegenheiten zum Zorn hat, sind erstlich zehn unangenehme und widrige Empfindungen, und zwar wieder entweder von einerley oder von ganz verschiedenen Arten. — Zu jeder von diesen Empfindungen gehört eine große Reihe von dunkeln

Ideen, die der Seele das, was eigentlich in der Sache das Uibel ist, vorstellen. Wird die Empfindung mehrmahls erregt, so entwickeln sich, so zu sagen, diese Ideen des Uibels, die Seele entdeckt mehr unangenehme Seiten, welche sie bey dem erstenmahl noch übersehen hatte, und die Empfindung wird heftiger. Z. B. eine von den unangenehmen Empfindungen, die den Zorn am meisten erregen, ist die Empfindung des beleidigten Rechts. Bey der ersten Kränkung von dieser Art, die der Mensch oder das Kind erfährt, hat die Seele Zeit nöthig, sich die Gründe vorzustellen, um deren willen sie das, was der Andere verletzt hat, für ihr Recht hält.

Es ist

1) eine kurze und geschwinde Uiberrechnung ihrer eigenen Vorzüge nöthig; und wenn die Seele diese noch nicht oft anzustellen veranlasset worden ist, so wird sie nur langsam damit zu Stande kommen, und wird noch viele von ihren Rechten übersehen.

2) Muß sie den Widerspruch einsehen, in welchem die Sache, die den Zorn erregt, mit diesen Rechten steht; sie muß also die Folgen derselben entwickeln, und diese Folgen mit ihren Rechten vergleichen. — Kommt aber diese Kränkung oft wieder, so kennt der Mensch seine Rechte, so zu sagen, schon zum voraus, und erweitert sie immer mehr durch eine neue Aufmerksamkeit, die er auf die Untersuchung

derselben wendet; der Widerspruch der Sache die den Zorn erregt, mit diesen Rechten, fällt ihm auf einmahl, nur durch eine bloße Erinnerung in die Augen, und so wie er mehr Rechte von sich gewahr wird, so vervielfältigen sich auch die Seiten, von denen die Sache mit seinen Rechten streitet. Er empfindet also das Uibel, was eigentlich in der Beleidigung liegt, schneller, und empfindet auch mehr Uibels darin als zuvor.

Zum andern, wer zehn Gelegenheiten zum Zorne gehabt hat, hat zehnmahl die Einschränkung von sich empfunden, die es ihm unmöglich macht, den unangenehmen Eindruck abzuhalten; jede Einschränkung ist um so viel größer, je mehr Fälle sind, in denen sich die Kraft nicht äußern kann. Die Seele, die sich also bey einem neuen Vorfall derselben Art alle die alten dunkel vorstellt, in denen sie eben diese Unmöglichkeit erfahren hatte, stellt sich diese Einschränkung dadurch größer vor, und empfindet also das Unangenehme davon stärker, und die Bestrebung der Kraft nach der Seite, nach welcher sie die einzige mögliche Art des Widerstandes gegen den Angriff gewahr wird, ist um so viel heftiger. — Es ist also augenscheinlich, wenn in den Umständen dieser beyden Menschen (die wir beyde gleich aufgelegt zu den Ideen, die den Zorn veranlassen, annehmen) zugleich eine neue Ursache zum Zorne entsteht; so wird der, welcher schon

zehnmahl Gelegenheit gehabt hat zornig zu seyn, schneller und stärker von der Beleidigung getroffen, und mit größerer Heftigkeit zur Gegenwirkung gegen den Beleidiger getrieben werden, als der Andere.

Dieses ist die Wirkung der Wiederhohlung, nur in so fern die jedesmahlige Wiederkunft des Gegenstandes eine größere Entwickelung und Ausbreitung der Ideen veranlasset, die den Zorn erregen. Aber wir haben überdieß noch gesagt, daß die immer andern und andern Verbindungen, in welchen die Ursachen zum Zorne vorkommen, in uns eine viel öftere Erinnerung derselben veranlassen. — Man setze, jede von den zehn Beleidigungen, über die wir gezürnt haben, sey uns in einer andern Gesellschaft, und unter der Verknüpfung anderer Begebenheiten, angethan worden, so werden also zehn verschiedene Begebenheiten und Personen seyn, die uns alle durch die Erinnerung die Idee des Zorns wieder ins Gemüth bringen werden, und es ist also natürlich, daß diese Erinnerung öfter kommen wird, als wenn es nur eine Begebenheit und eine Person wäre, deren Andenken in uns das Andenken der Beleidigung erneuerte. — Vervielfältigt man nun die Gelegenheiten zum Zorne ungemein, so werden die Erinnerungen an dieselben so häufig, daß diese Ideen öfter in der Seele vorkommen, als alle andere; und dann ist die Beschaffenheit der Seele da, die wir einen herrschenden Zorn nennen.

Die erste Regel also, die hieraus folgt, um natürliche böse Neigungen zu schwächen, oder gute zu verstärken, ist diese: Man veranstalte, daß die Gegenstände, die eine gewisse Neigung zu erregen geschickt sind, — sehr selten oder gar nicht vorkommen, wenn die Neigung böse ist, — und sehr oft vorkommen, wenn sie gut ist. Das ist die erste Grundlehre der Erziehung und die unentbehrlichste Regel in der Moral. — Wie nothwendig sie sey, darf man nur aus den Folgen sehen, die aus der Vernachlässigung derselben entstehen. Die meisten Aeltern glauben, daß die Fehler ihrer Kinder nicht anders gebessert werden können, als indem sie selbige ihnen vorstellen; und die meisten Menschen, die den Entschluß haben, sich zu bessern, kennen keinen andern Weg, als die Reflexion. Sie wissen aber nicht, daß die Gegenstände, und die Vorfälle, unter die wir gesetzt sind, einen natürlichen und unfreywilligen Einfluß auf uns haben, der noch dazu gemeiniglich stärker ist, als der Einfluß der deutlichen Vorstellungen, die wir freywillig in uns erweckten. Da wir diesen Einfluß nicht ändern könnnen, so ist uns nichts als die Wahl der Gegenstände übrig, die über uns einen Einfluß bekommen sollen. Und bey dieser Wahl ist das erste die Vermeidung der Gelegenheit zu bösen und die Aufsuchung der Gelegenheit zu guten Neigungen. — Die Regel wir daber alsdann noch bestimmter. Die Gegenstände nähmlich haben eigentlich

nur einen Einfluß auf unsere Ideen und nur mittelbar auf die Neigung. Da nun nicht jede Neigung, die äußerlich einerley Kennzeichen hat, und mit einerley Nahmen belegt wird, aus einerley Ideen entsteht, so wird die Regel nun so eingeschränkt: Wenn man eine natürliche böse Neigung schwächen will, so untersuche man, was für Ideen bey diesem Menschen der Grund und die Veranlassung zu der Neigung sind; und dann schaffe man die Gegenstände, die diese Ideen erwecken können, weg, oder vermindere ihre Anzahl.

Man will, um bey dem vorigen Exempel zu bleiben, zwey Menschen, die eine natürliche Anlage zum Zorne haben, von dieser Neigung befreyen. Wir wollen setzen, bey dem Einen entstehe der Zorn am östersten, wenn er sich verachtet zu seyn glaubt, bey dem Andern wenn er einen Widerstand gegen seine Absichten findet. — Bey dem ersten setzt der Zorn Stolz voraus. Es sind also zweyerley Arten von Vorfällen, wodurch sein Zorn gestärkt wird; die, durch welche er von seinen Vorzügen eine sehr hohe Idee bekommt, und die, durch welche diese Vorzüge, die ihm so oft zugestanden worden, auf einmahl herabgesetzt werden. — Um ihn also vor dem Zorne zu bewahren, ist es nöthig, beyde zu verhüthen; ihm sowohl die Gelegenheit zu benehmen, die seinen Stolz schmeicheln, als die, welche ihn kränken können, und ihm das Vergnügen über eine sehr hohe Meinung

Einiger von seinen Verdiensten, als den Schmerz über eine sehr niedrige Meinung anderer, selten zu machen. Das ist die Maxime, nach welcher sich vernünftige Aeltern richten, wenn sie ein hitziges Kind weder sehr loben noch tadeln, und sich so gegen dasselbe betragen, als wenn seine Tugenden nichts als etwas Nothwendiges und Gewöhnliches, und seine Fehler nichts als Irrthümer und Schwachheiten wären.

Bey dem Andern setzt der Zorn irgend eine andere heftige Neigung, ich will setzen z. B. die Liebe, zum voraus. Man weiß, daß nichts so leicht und einen so heftigen Zorn erregt, als die Eifersucht. Man weiß, nichts ist im Stande die Eifersucht zu heilen, als entweder die Kaltsinnigkeit gegen die Geliebte, oder dieser ihre standhafte Treue, d. h. nur die Mäßigung der Neigung, oder die Aufhebung des Widerstandes dagegen. Im Menschen findet dieses letztere Mittel nicht Statt, weil der Widerstand gegen seine Neigungen ihm von Andern geleistet wird, die selbst ihre eigenen haben, und die also nicht aufhören werden, sich seinen Bestrebungen zu widersetzen, bis diese Neigungen verlöschen. Aber bey dem Kinde ist es möglich, weil alle, die mit demselben umgeben, ihr Betragen von Rechtswegen nicht nach ihren Neigungen, sondern nach dem Endzwecke der Erziehung einzurichten verbunden sind. Hier ist es also eine Regel: Wenn ein Kind am öftersten dadurch zornig

nig wird, weil man sich gewissen Neigungen widersetzt, so muß man zwar diese Neigung selbst zu schwächen oder auszurotten suchen, — aber man muß sich nicht der jedesmahligen Aeußerung dieser Neigung mit Gewalt widersetzen. In diesem Falle ist also das Mittel den Zorn zu bessern, daß man die Begierde, wenn sie, so zu sagen, schon declarirt, schon zu einer Bestrebung geworden ist, befriedige (wofern sie nicht durchaus schädlich ist,) oder sich doch ihrer Befriedigung nicht widersetze, hingegen der Entstehung dieser Begierde selbst durch andere Mittel zuvorkomme. — Der erste Einfluß von den Gegenständen über die Neigungen war also durch die Macht der Gewohnheit.

II. Eine zweyte Erfahrung, eben so gewiß wie die erste, aber nicht so oft bemerkt, ist es: daß Schmerz und Vergnügen, auf die Entstehung auch ganz fremder Neigungen, die mit dem Gegenstande des Schmerzes oder Vergnügens selbst nichts gemein haben, dennoch einen großen Einfluß äußere, und daß, nachdem eines von beyden von der Seele am öftersten empfunden worden, auch die Entstehung gewisser Neigungen schwerer oder leichter werde. Die Sache verhält sich so:

Jede Neigung ist eigentlich zu gleicher Zeit Begierde und Verabscheuung; Begierde gegen den Gegenstand, und Abscheu gegen das, was demselben entgegen steht. Aber nicht in allen Neigungen sind diese beyde Theile, aus denen sie alle zusam-

mengesetzt sind, einander gleich. Bey den einen ist die Idee des Guten, welches man zu erlangen trachtet, stärker, als die Idee des Bösen, welches jenem entgegen steht, und welches man eben dadurch wegzuschaffen sucht. Bey Andern ist die Idee des Uibels, von dem man sich befreyen will, stärker, als die Idee des Guten, nach dem man trachtet. Da nun mit jeder Vorstellung des Guten Vergnügen, und mit der Vorstellung des Bösen Schmerz verbunden ist, so muß bey der ersten Art von Neigungen das Vergnügen den Schmerz, und bey der letztern der Schmerz das Vergnügen überwiegen. Von dem herrschenden Theile bekommt das Ganze den Nahmen; und die ersten heißen ergötzende, die andern verdrüßliche Leidenschaften. Nun nehme man an, ein Mensch habe jetzt eine schmerzhafte Empfindung von einem gegenwärtigen Uibel, so ist klar, es muß dadurch ein Abscheu gegen das Uibel, aber auch zugleich ein Verlangen nach dem angenehmen Zustande, in welchem dieses Uibel weggeschafft ist, entstehen. Aber weil das Uibel gegenwärtig und sinnlich, das Gute zukünftig und nur idealisch ist, so muß die Vorstellung des ersten stärker seyn als die Vorstellung des andern, und ein jeder, welcher leidet, muß also sein Uibel weit mehr verabscheuen, als er sich den guten Zustand wünscht, an dem dieses Uibel ihn hindert. Es muß also während der ganzen Zeit des Schmerzes wenigstens eine verdrüßliche Leidenschaft

herrschen. Nun wissen wir: sobald eine Idee die herrschende wird, so wird sie durch die kleinern Ideen, die mit ihr von einer Art sind, vermehrt, und verdunkelt hingegen alle diejenigen, die von einer andern Art sind. — Man setze also, während der Zeit, daß die Seele von einem Schmerze beunruhigt wird, kommen ihr Gegenstände vor, die andere verdrüßliche Leidenschaften zu erregen fähig sind, d. h. wo wieder der Abscheu stärker als das Verlangen ist: so ist klar, diese Idee des neuen Uibels, welches hinzukommt, und der Abscheu dagegen, wird eher entstehen und wird stärker seyn, als er seyn würde, wenn er nicht schon die Idee eines gegenwärtigen Uibels in der Seele gefunden hätte. Der Gegenstand wird also diese verdrüßliche Leidenschaft eher in ihr erwecken als in einem andern Zustande. Man setzt aber im Gegentheil, die Seele finde während des Schmerzes einen Gegenstand für angenehme Leidenschaften: so ist klar, der Theil der angenehmen Leidenschaft, der in der That Verabscheuung ist, und der sonst von dem andern Theile, der Begierde ist, völlig vernichtet wird, wird nun durch die Aehnlichkeit mit der schon daseyenden Leidenschaft stärker, hingegen der ergötzende Theil, der im Verlangen besteht, wird durch den Schmerz verdunkelt. Wofern also nicht das Gut so groß, oder die Idee desselben so lebhaft ist, daß es im Stande ist, diesem doppelten Abbruch des Vergnügens das Gleichgewicht zu hal-

ten, so wird entweder gar keine Veränderung in der Seele vorgehen, oder sie wird in eine unangenehme Leidenschaft verwandelt werden. — Nun nehme man an, ein Mensch habe überhaupt weit mehr schmerzhafte Empfindung in seinem Zustande gehabt als angenehme, so ist nicht nur augenscheinlich, daß er öfter verdrüßliche Leidenschaften als ergötzende gehabt habe, sondern er ist auch eine längere Zeit zu allen andern Arten verdrüßlicher Leidenschaften mehr aufgelegt gewesen, wenn sie auch der Ursache des Schmerzes ganz fremd gewesen sind, als zu der ergötzenden. Die Seele hat also

1) überhaupt weit mehr und stärkere Ideen vom Uibel gehabt, als Ideen vom Guten.
2) Sind diese Ideen so oft wiedergekommen, daß das Gedächtniß, das jede Idee immer nur durch die damit verbundenen wieder erweckt, weit mehrere Anlässe finden muß, verdrüßliche Vorstellungen zu reproduciren, als ergötzende. — Also muß die Entstehung jeder neuen verdrüßlichen Leidenschaft erleichtert, und die Entstehung jeder angenehmen erschweret worden seyn, auf eine doppelte Weise einmahl, weil jedes neue Uibel, wo nicht mehr Fähigkeit, doch mehr Aufmerksamkeit in der Seele findet, und also stärker vorgestellt wird, als das Gute; zum andern, weil jede unangenehme Idee weit mehr verwandte unangenehme erwecken kann, als eine angenehme ergötzende.

Die Seele kommt also in den Zustand, wo es ihr schwerer wird, Verlangen als Abscheu in sich zu erregen, wo sie leichter zum Hasse als zur Liebe bewogen wird. Dieser Zustand streitet mit der Natur der Dinge, die mehr Gutes als Böses enthält, und in so fern ist er eine Art von Irrthum; er streitet aber auch mit dem Endzweck des Menschen, der verlangt, daß der Bestrebungen mehr als der Widersetzungen, und also mehr Begierden als Verabscheuungen seyn sollen, und in so fern ist er ein Fehler. Man sieht hieraus, wie unverständig es gehandelt sey, ein Kind, um es gut zu machen, einer beständigen Reihe von unangenehmen Empfindungen zu unterwerfen. — Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß Kinder, die von ihren ersten Jahren an kränklich gewesen sind, in der Folge zornig, eigensinnig und unleidlich werden. Und dennoch haben die natürlichen Schmerzen lange nicht den schädlichen Einfluß auf die Neigungen, als die gemachten. Bey den ersten ist mehr Gefühl als Abscheu, weil die Seele die Ursache des Schmerzes nicht gewahr wird. Bey den andern ist der Schmerz allemahl mit einer eben so starken Widersetzung gegen den, welcher ihn verursacht, verbunden, und die Fertigkeit zu verabscheuen, die eigentlich das Schädliche des Schmerzes ausmacht, wird dadurch in einem weit höhern Grade vermehrt.

Dieß ist also die zweyte Regel der Erziehung

des Kindes und des Menschen. Man erspare ihm so viel Schmerzen, als es möglich ist, ohne ihm größere Schmerzen zu machen, und räume, so viel man kann, die Gegenstände aus dem Wege, die verdrüßliche Leidenschaften erregen.

Hier entsteht aber noch eine doppelte Frage:

1) Was wird denn also aus dem Nutzen werden, den man der Trübsal und dem Schmerz in Absicht der Besserung des Menschen zuschreibt? Wenn jeder Schmerz Abscheu, und der wiederhohlte Abscheu eine Fertigkeit der Seele zu unangenehmen Leidenschaften erweckt, und diese Fertigkeit schädlich ist, so gibt es also gar keine Züchtigung mehr?

2) Kann die Regel auch auf die entgegengesetzte Art in den angenehmen Leidenschaften ausgedehnt werden? und ist es wahr, daß man der Seele so viel Gegenstände der Ergötzung vorstellen muß, als man kann, um die Fertigkeit zu angenehmen Leidenschaften zu vergrößern?

Wir müssen die letzte Frage zuerst beantworten.

Die Erfahrung zeigt uns einen handgreiflichen Unterschied zwischen den ergötzenden und den verdrüßlichen Neigungen. Die öftere Wiederhohlung eines gewissen Verdrußes hatte zur Folge, daß die Seele auch zu jeder andern Art des Verdrußes

mehr aufgelegt wurde. Aber die öftere Wiederhohlung des Vergnügens hat nicht auf gleiche Weise die Folge, daß die Seele dadurch zu allen andern Arten des Vergnügens geschickter würde, sondern sie wird es nur zu der Art des Vergnügens und der Begierden, welche eigentlich wiederhohlt worden ist. Z. B. ein lang anhaltender, aber nicht ganz betäubender körperlicher Schmerz macht, daß wir auch den Verdruß über eine Beleidigung stärker empfinden. — Aber ein sinnliches Vergnügen macht nicht, daß wir während desselben empfindlicher gegen das Vergnügen des Wohlthuns werden. — Die Ursache dieser Verschiedenheit scheint diese zu seyn. — Die unangenehmen Empfindungen sind einförmiger und haben eine größere Aehnlichkeit unter einander; die angenehmen sind vielfacher und mehr unterschieden; der Verdruß über eine abgeschlagene Bewerbung und über eine Kränkung unserer Ehre ist nicht so sehr unterschieden, als das Vergnügen über eine erwiederte Liebe und über eine erhaltene Würde. — Ein körperlicher Schmerz kann die Entstehung des Zorns erleichtern, weil sich beyde Empfindungen mit einander vermischen; aber ein körperliches Vergnügen nicht die Entstehung des Wohlwollens.

Der andere Unterschied ist der: Obgleich ein Stand herrschender unangenehmer Leidenschaften allemahl schädlich ist, so ist doch nicht der Stand

herrschender angenehmer von allen Gattungen nützlich.

Es giebt, wie wir schon oben gesehen haben, zweyerley Arten von Verlangen; eines, welches unmittelbar auf den Genuß, das andre, welches nur auf die Bestrebungen geht, die zu dem Genuß führen. Die Befriedigung des ersten, wenn sich die Gegenstände dazu oft finden, verdunkelt und schwächt alle übrigen, nicht bloß unangenehme, sondern auch angenehme Ideen und Neigungen, und verbraucht also, so zu sagen, die ganze Kraft der Seele. Die Befriedigung der andern, d. h. das Vergnügen, was bloß in der glücklich fortgehenden Beschäftigung liegt, ist nicht so stark, um andere Arten des Verlangens auszuschließen, und doch noch stark genug, um in der Seele die Idee des Guten zu unterhalten.

Endlich die verdrüßlichen Leidenschaften haben in jedem Grade, in dem man sie annehmen kann, den Erfolg, daß sie andere verdrüßliche erwecken; die angenehmen aber haben nur in einem gewissen Grade die Wirkung, daß sie andere angenehmere erwecken. In einem höhern vernichten sie beyde.

Die Regel also: Man stelle der Seele so viel Gegenstände für angenehme Neigungen vor, als man kann, leidet eine doppelte Einschränkung; einmahl in Absicht auf die Art der angenehmen Neigungen, — und zum andern in Absicht auf ihre Stärke. In Ansehung der ersten ist es klar,

daß wir die Gegenstände zu dem eigentlichen sinnlichen Genuß nicht veranstalten dürfen, oder daß diese wenigstens nicht so oft wiederkommen müssen, weil diese Vergnügen, anstatt den Menschen in die Disposition zu setzen, in welcher die übrigen Arten von angenehmen geselligen Neigungen leichter in ihm entstehen können, ihm vielmehr alle Kraft und alle Aufmerksamkeit zu denselben benehmen; daß wir hingegen für die Herbeyschaffung solcher Gegenstände des Vergnügens sorgen müssen, welche die Fähigkeiten der Seele und die Kräfte des Körpers in eine Beschäftigung bringen, die der Größe derselben angemessen und um deswillen angenehm ist. In Ansehung des andern müssen alle Gegenstände, die eine zu heftige und über die andere zu sehr hervorstehende Neigung zu erwecken im Stande sind, aus dem Wege geräumt werden, und unter den angenehmen Neigungen, die in der Seele zugleich sind, oder auf einander folgen, muß ein gewisses Gleichgewicht seyn, welches macht, daß man diesen Zustand mehr Zufriedenheit als Freude nennt.

Man kann also die obige Regel in diese verwandeln:

Man stelle der Seele solche und so viel Gegenstände für angenehme Neigungen vor, als nöthig sind, um in der Seele den Stand eines herrschenden, aber ruhigen, Vergnügens zu erhalten.

Diese Regel zerfällt in zwey andre:

1) Man suche, um dieses herrschende Vergnügen zu erhalten, der Seele für so viel Fähigkeiten, als man bey ihr gewahr wird, oder als man bey ihr vermuthen kann, Gegenstände der Beschäftigung vorzustellen.

2) In Ansehung der andern Art von Neigungen, deren Befriedigung bloß sinnlich ist, sorge man bloß dafür, den Schmerz zu verhüthen, ohne das Vergnügen zu veranstalten.

Man stelle sich, um die Richtigkeit dieser Regeln einzusehen, die Kinder aus drey Familien von ungefähr gleichem Vermögen und von gleichen Mitteln zur Erziehung vor.

Man setze, die Aeltern des einen halten es für ihre Pflicht, das Kind unter einem beständigen Zwange, oder, wie sie es nennen, unter einer beständigen Uibung des Gehorsams zu halten. Ich will von den allerersten Jahren nicht reden, in welchen beynah alle Kinder auf gleiche Art erzogen werden; obgleich diese Art recht dazu gemacht zu seyn scheint, in der Seele durch die beständige Widersetzung, die sie gegen die Einschränkungen anwendet, denen man sie unterwirft, den Samen aller unangenehmen Leidenschaften auszustreuen. Ich will bloß von den Jahren anfangen, wo das Kind Zeichen für seine Begierde hat, die Andere verstehen.

Bey einem solchen System von Erziehung also, als wir voraussetzen, wird man sich allen diesen Begierden geradezu widersetzen, und da der größte Theil dieser Begierden bloß auf Beschäftigung geht, so wird die erste Pflicht, die man von ihnen fordert, eine völlige Unthätigkeit, oder wie man es nennt, das Stillesitzen seyn. Da dieser Zustand einer Seele unerträglich ist, die in sich Kräfte und außer sich Gegenstände findet, an welchen sie jene versuchen kann, und doch jene zurückhalten und diese vorbeylassen muß, so wird sie sich, troß dem Befehl, zuweilen von dieser marternden Langenweile zu befreyen suchen; und da man nicht gesorgt hat, schickliche Gegenstände zu der Beschäftigung ihrer Fähigkeiten aufzusuchen, so wird sie sich an die ersten halten, die sie findet. — Man wird dieses als einen Ungehorsam und also als ein Laster ansehen, das den Samen aller übrigen enthält; man wird also durch einen körperlichen Schmerz oder einen noch ärgern Zwang dasselbe bestrafen. Die Seele, die also nun von zwey ganz entgegenstehenden Neigungen gemartert wird, ist in einer beständigen Art von Kampf. Auf der einen Seite schmachtet sie nach Beschäftigung, und wird von einer unausstehlichen Begierde getrieben, die Gegenstände dazu aufzusuchen, wo sie dieselben findet; auf der andern scheut sie sich vor dem Schmerz, und wird durch die Erinnerung desselben mitten in dem Anfange ihres Bestrebens zurückgehalten. Die Folgen davon sind

durch die Erfahrung bekannt genug. Eine davon ist unausbleiblich, nähmlich, der Hang der Seele, von dem wir reden, zu verdrüßlichen Leidenschaften, und eine gewisse fieberhafte Empfindlichkeit gegen alles, was den Schein eines ähnlichen Zwanges hat; ein solches Kind wird als Mann mürrisch, unfreundlich, oft grausam. — Die andere Folge ist nach der Natur der Seele verschieden. Sind die Fähigkeiten der Seele groß, und also die Begierde nach Beschäftigung stärker als der Zwang, so ist eine Zeit, wo die Seele denselben durchbricht, — und da sie alsdann weder Muße noch Geschicklichkeit hat, die Gegenstände zu wählen, so stürzt sie sich oft mit aller Wuth eines ausgehungerten Gefangenen auf eine vielleicht giftige und gefährliche Nahrung, die ihren Untergang befördert. — Sind die Fähigkeiten der Seele klein, und überwindet der Zwang, so wird endlich die dem Kinde nur mit Gewalt auferlegte Unthätigkeit dem Menschen natürlich, und die Seele sinkt in einen Schlaf, worin sie weder sich noch Andern nützlich ist.

Man setze nun, die Aeltern des andern Kindes wären ganz in dem entgegengesetzten System. Um die Seele desselben mit lauter angenehmen Ideen und lauter ergötzenden Leidenschaften zu erfüllen, wollten sie allen seinen Begierden zuvorkommen. Sie ließen also ihr Kind von Jugend auf an allen Arten sinnlicher Ergötzlichkeiten Theil nehmen, die sie selbst genießen, und unterhielten Ohren, Geschmack, Ge-

fühl mit einer beständigen Reihe angenehmer Sensationen. — Es ist klar, da diese Sensationen so stark sind, daß sie, so lange sie dauern, andere Ideen und andere Begierden verdunkeln, so werden sie, ungeachtet sie bloß leidende sind, doch die Begierden der Seele, die auf Thätigkeit, auf Uibung ihrer Kraft, gehen, zum Stillschweigen bringen, wenn sie sie auch nicht befriedigten. Diese sinnlichen Vergnügungen sind wie ein heftiger Glanz, der die Augen von allen übrigen Gegenständen abzieht, da sie nur wie das Licht des Tages seyn sollten, das dem Auge die übrigen Dinge sichtbar macht, ohne es selbst an sich zu ziehen.

Nun die Folgen davon:

1) Die Seele wird durch den Genuß dieser Vergnügungen eben sowohl unthätig, als durch den entgegengesetzten Zwang. Der Trieb nach Beschäftigung, der so stark ist, sobald die Seele von unmittelbar sinnlichen Eindrücken leer ist, hat niemahls Zeit zu entstehen, wenn diese ununterbrochen fortdauern. Der Mensch gewöhnt sich, die Befriedigung, die er in der Anwendung seiner Kraft und in seinen Bemühungen finden sollte, von den Dingen außer sich zu erwarten. Die Fähigkeiten also, deren Daseyn er nicht einmahl muthmaßet, weil die Begierde sie zu beschäftigen unter dem Geräusch stärkerer Empfindungen niemahls merklich wird,

entwickeln sich nicht, und die Seele wird endlich zum Thun ganz unfähig.

2) Die Stärke und Schwäche dieser Vergnügungen ist ganz und gar von den Gegenständen abhängig; und da die Seele keine eigene Kraft hat, sich derselben zu widersetzen, keine andere Art von Beschäftigung, um den Eindruck derselben zu schwächen; so kommt es bloß auf den Zufall an, ob ihr nicht vielleicht solche Gegenstände vorgestellt werden, welche die Heftigkeit der Begierden bis auf einen Grad entzünden, der den Untergang des Menschen selbst nach sich zieht.

3) Endlich sind diese Vergnügungen schlechterdings nothwendiger Weise mit einem Schmerz verbunden, der ihnen proportionirt ist. Alle sinnliche Begierden haben drey Zustände; zwey unangenehme, den Hunger und die Sättigung, und einen angenehmen, den Genuß. Je heftiger das Vergnügen des Genusses ist, desto empfindlicher muß der Schmerz seyn, daß man es noch nicht genossen hat, oder nicht mehr genießen kann. Weit gefehlt also, daß eine Reihe von sinnlichen Vergnügungen die Seele vor verdrüßlichen Leidenschaften bewahren sollte, so erzeugt sie dieselbe vielmehr. Was der Unmäßige in den Stunden der Verdauung ist, ein zänkischer, unzufriedener, unerträglicher Mensch, das sind alle sinnliche Leute überhaupt, in den

Zwischenzeiten zwischen einem Genuß und dem andern. Und da jeder Contrast die Ideen lebhafter macht, so sind diese Seelen gegen den Schmerz um so viel unleidlicher, und er thut also nur um so viel schändlichere Wirkung auf sie, je heftiger ihre Vergnügungen sind.

Ich brauche das dritte Beyspiel nicht erst anzuführen, das sich durch die ersten selbst erklärt.

Ein Kind, das man durch alle Mittel der menschlichen Vorsicht vor körperlichem Schmerz bewahrt, dessen bloß leidende Vergnügungen nur wenig und kurz und niemahls über die Grenzen der wirklichen Bedürfnisse ausgedehnt werden, die thätigen aber vielfach, mannigfaltig und fortdauernd sind; dessen sinnliche Begierden niemahls gereizet und die andern nicht unterdrückt, sondern nur durch die Veranstaltung der Gegenstände, auf die sie sich richten sollen, geleitet worden sind: bey einem solchen Kinde werden die angenehmen Neigungen die herrschenden seyn: nicht nur weil Vergnügen aus Beschäftigung vielfacher ist, und also ununterbrochener genossen werden kann, sondern weil es auch ohne die Schmerzen des Verlangens und des Uiberdrußes ist.

Jetzt wird es uns leicht seyn, den Nutzen der Leiden zu Unterdrückung schlimmer und Hervorbringung guter Neigungen zu bestimmen. — Sie sind nichts anders als Gegengift gegen die schädlichen Wirkungen der sinnlichen Vergnügungen. Es ist aber auch

daraus klar, daß sie nur zur Besserung eines schon verdorbenen Menschen, nicht zur Bildung eines noch unverdorbenen nützlich sind; daß sie eine Art von Zerrüttung sind, die einer andern Zerrüttung, die schon im Menschen vorgegangen ist, entgegen steht; und daß sie also den natürlichen gesunden Zustand nur in so fern wieder herstellen, als sie schon einen kranken unnatürlichen finden.

I. Der sinnliche Genuß verdunkelte alle übrigen Ideen, und schwächte oder vernichtete die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, die nicht sinnlich waren. Der Schmerz, der die Gegenstände des Vergnügens verdunkelt, macht die übrigen wieder lebhafter, und vermehrt die Aufmerksamkeit auf dieselben. Dieses ist der gute Erfolg, den man gemeiniglich dem Krankenbette zuschreibt, und dem man mit dem Nahmen, Sammlung des Gemüths (recueillement) und Einkehrung in sich selbst bezeichnet. Der Schmerz thut in dem Fall auf die Seele die Wirkung, welche die Finsterniß auf ein Auge thut, das durch einen zu großen Glanz geblendet worden; er bringt dieselbe wieder zu ihren natürlichen Zustande zurück, und macht ihr das sichtbar, was vorher durch eine größere Helle andrer Ideen verlöscht wurde.

II. Der beständige Genuß sinnlicher Vergnügen macht unthätig, spannt, so zu sagen, die Triebfedern der Seele los, und läßt ihre Nerven erschlafen. Der Schmerz macht wieder geschäftig, spannt

die Triebfedern von neuem, und bringt die Seele wieder zu einem Gefühl ihrer eigenen Kräfte, indem er sie in die Nothwendigkeit setzt, sie zu gebrauchen. Das ist oft die glückliche Wirkung der Armuth bey Leuten gewesen, die in ihrem Uiberfluß niemahls die Talente und Geschicklichkeiten nur bey sich selbst gemuthmaßet hätten, die sie nach dem Verluste desselben gezeigt haben. Man darf auch nicht eben lange in der Welt gewesen seyn, um Leute gesehen zu haben, die, so lange sie gesund, reich und geehrt, und in einem beständigen Genuß aller ihrer Vortheile sind, nur Leute von mittelmäßigem Verstande und von einer gemeinen Denkungsart zu seyn scheinen, und die, sobald sie durch widrige Zufälle aufgeweckt werden, Verstand und edlere Gesinnungen zeigen, und mit Einem Worte durch das Unglück weit liebenswürdigere Personen werden, als zuvor.

III. Das beständige sinnliche Vergnügen vermehrt die Gewalt der äußern Dinge über uns, und macht unsre ganze Verfassung von der jedesmahligen Empfindung und von dem gegenwärtigen Eindruck abhängig. Der Schmerz schwächt diese Gewalt, und gibt uns ein gewisses Gegengewicht, mit welchem wir die Stärke der sinnlichen Eindrücke so lange aufhalten und gleichsam suspendiren können, bis die Reflexion Zeit hat, den Ausspruch zu thun. Man sieht oft in der Welt glückliche Menschen, die, weil sie immer nur von den Empfindungen, die der gegenwärtige Gegenstand erzeugt, regiert werden,

den einen Augenblick ausschweifend lustig, und den folgenden schwermüthig, verdrüßlich, zornig bis zur Wuth werden können; — wenn man diese Leute nach einer überstandenen Krankheit, nach einer fehlgeschlagenen Hoffnung oder einem ansehnlichen Verluste wieder sieht, so ist ihre Freude und ihr Verdruß beydes gelassener, wenn auch die Gegenstände, die sie erregten, die nähmlichen sind. Die Ursache ist, ihre Seele ist nicht mehr in der Fertigkeit, die durch das beständige sinnliche Vergnügen hervorgebracht wird, einem jeden äußern Gegenstande, der sich ihr zeigt, gleichsam zuzufliegen; und sie wird also durch eine getheilte Aufmerksamkeit gehindert, sich ganz den Eindrücken derselben zu überlassen.

IV. Endlich ist der Schmerz so zu sagen das Maaß, nach welchem wir erkennen können, ob das sinnliche Vergnügen, das wir genießen, der Beschaffenheit und der Menge nach, mit unserer Natur übereinstimmt oder nicht. — Ohne Schmerz würde die Heftigkeit des Vergnügens den Menschen bis zu seiner Zerstörung mit sich fortreißen. Um diese Heftigkeit in Schranken zu halten, ist die Vorstellung des Schmerzes nothwendig, der aus einem unmäßigen Genuß entsteht. — Sind nun diese Begierden so stark geworden, daß die bloße Vorhersehung des Schmerzes ohne Einfluß über sie ist, so ist nichts als die wirkliche Empfindung desselben, das die Ordnung wieder herstellen könnte.

Das ist also der Zweck, zu dem die Natur die Leiden beym Menschen braucht. — Wir können nun daraus sehen, auf was für Art wir die Natur in diesem Stück nachahmen können. —

1) So lange als die sinnlichen Begierden noch nicht entwickelt sind, und so lange es noch möglich ist, ihnen durch die Summe der übrigen Vergnügungen, die in der Thätigkeit und dem Gebrauche aller Fähigkeiten bestehen, ein hinlängliches Gegengewicht zu verschaffen, so lange ist ein freywillig veranstalteter Schmerz nicht nothwendig. In der Erziehung eines Kindes muß er also weit entbehrlicher seyn, als in der Besserung eines Alten.

2) Gesetzt aber, daß die sinnlichen Begierden im Kinde oder im Menschen schon zu stark gegen die übrigen geworden sind, und daß die Fähigkeiten der Seele zu schwach, oder bey zu wenig Gegenständen geübt sind, als daß sie die Aufmerksamkeit der Seele von dem Object der sinnlichen Begierde abziehen könnten, so ist nur eine zwiefache Art von Schmerz, der in diesem Falle zur Besserung wirken kann; entweder ein natürlicher, der unmittelbar aus der Befriedigung der Begierde selbst entsteht, die geschwächt werden soll; oder ein freywillig von der Person übernommener, niemahls ein mit Gewalt von den Andern ihr angethaner Schmerz.

In dem ersten Falle ist der Schmerz die Folge, und so zu sagen, die bloße Entwickelung des Genusses; ein Theil desselben, der also mit in Rechnung gebracht wird, wenn die Seele diesen Genuß von neuem begehrt. — In dem andern Falle ist der Schmerz die Folge von einer vorhergehenden Uiberzeugung von der Schädlichkeit des Vergnügens, und eine Beſtärkung derselben. Die Seele hält sich alsdann länger bey dieser Idee auf, über die sie sonst leicht hinwegschlüpft, und drückt sich dadurch die Gründe stärker ein, um deren willen sie die Begierde das nächstemahl mäßigen soll. Diese Schmerzen müssen Beraubungen und nicht wirkliche unangenehme Eindrücke seyn. Da aber jede Beraubung das Verlangen nach dem Gute stärker macht, so ist die größte Weisheit bey der Erziehung nöthig, um bey der Wahl der Beraubungen solche auszusuchen, die, außer dem nächsten Zwecke, daß sie der Seele die Gründe zur Einschränkung des Vergnügens, auf das die Beraubung folgt, lebhafter vorstellen, auch noch den entfernten haben, der Seele des Kindes die Sache, deren es beraubt worden ist, desto angenehmer zu machen, z. B. die Entfernung von der Gesellschaft der Aeltern, die Unterlassung der gewöhnlichen Werke des Mitleidens u. s. w.

Eine andere Art von Strafe, die weder die natürliche Folge der Ausschweifung, noch freywillig übernommen ist, wirkt erstlich alles das Uibel,

was Verdruß und Mißvergnügen in der Seele überhaupt anrichtet, und überdieß, da die Seele zwischen der Strafe und der Handlung keine natürliche Verbindung einsieht, als die, welche die Willkühr Anderer zwischen beyden gemacht hat, so trägt auch diese Strafe nichts dazu bey, die Handlung an und für sich der Seele verhaßt zu machen. Die Begierde nach dem Vergnügen und der Abscheu vor dem Schmerz, der darauf folgte, werden sich gar nicht mit einander vermischen, um eines durch das andere zu mäßigen; die Begierde nach dem Gegenstande bleibt ungeändert, und es kommt nur noch eine neue Begierde hinzu nach einem Zustande, wo niemand auf dieß Vergnügen einen Schmerz wird folgen lassen können, der sonst demselben ganz außerwesentlich ist.

V. Die dritte Art des Einflusses, den die Art und die Folge der Gegenstände auf die Neigungen der Seele haben, geschieht vermöge der Abstraction, welche dieselben veranlassen, und der Grundsätze, die sich aus diesen Abstractionen bilden.

Jeder Mensch hat seine Philosophie, d. h. eine Summe von allgemeinen Begriffen, die er sich nach und nach aus den individuellen Fällen, die ihm vorgekommen sind, herausgezogen, und mit den Worten, die ihm seine Sprache dazu darbiethet, verknüpfet hat. An diesen allgemeinen Begriffen arbeitet die Seele weit früher, als sie durch den Unterricht die abstracten Ideen Anderer bekommen kann. — Die Summe dieser von der Seele selbst

gemachten Abstractionen, die unmittelbar aus ihren eigenen Erfahrungen abgezogen sind, machen, in so fern sie die Prämissen zu ihren künftigen Schlüssen werden, die Denkungsart, und in so fern sie die Prämissen zu praktischen Schlüssen werden, den Charakter des Menschen aus. Diese Abstractionen nun müssen nothwendig anders und anders werden, nachdem die einzelnen Fälle, von welchen dieselben gemacht sind, anders und anders gewesen sind. — Die Verschiedenheit der Gegenstände also, von der die Seele die Erfahrungen hat hernehmen können, die der Grund ihrer Abstractionen geworden sind, müssen nothwendig in diesen Abstractionen selbst, oder welches einerley ist, in der Denkungsart des Menschen einen eben so großen Unterschied hervorbringen.

Um dieses deutlicher einzusehen, müssen wir die Art und Weise, wie die Seele zu allgemeinen Begriffen kommt, etwas genauer untersuchen.

Wir wollen setzen, die Seele bekomme durch irgend ein sinnliches Werkzeug das Bild eines Individuums A von einer gewissen Gattung S. So lange als sich mit dem Bilde dieses Individuums A nicht eine gewisse andre Impression verbindet, die widerkommt, wenn das Bild eines andern Individuums B eben der Gattung in der Seele erregt wird, so werden B und A, die als zwey Individuen noch mehr Verschiedenheiten als Aehnlichkeiten haben, von der Seele wahrscheinlicher Weise gar nichts als

zwey Bilder angesehen werden, die zu einander gehören, und eines wird nicht einmahl im Stande seyn das andre zu erwecken. Das ist die Ursache, warum die Sprache zur Abstraction, und also zu allgemeinen Begriffen nothwendig ist. Der Schall eines Wortes, welches das Kind bey dem Bilde des Individuums A gehört hat, ist eine solche verbundne Empfindung, die wiederkommt, wenn die Seele das Bild von B empfängt. Dieser Umstand muß, (wenn das Kind besonders mehrmahls dasselbe Wort bey so verschieden scheinenden Bildern widerhohlen hört) nothwendig seine Aufmerksamkeit rege machen. Das alte Bild wird wieder erregt werden; die Seele wird beyde mit einander vergleichen; diese Vergleichung wird sie Aehnlichkeiten entdecken lassen, die Summe dieser Aehnlichkeiten wird endlich den allgemeinen Begriff ausmachen, mit dem sie das Wort verbindet.

Nun setze man also, die beyden Individuen A und B wären die einzigen, die sie von der Gattung S empfunden hätte; es ist klar, daß sie alsdann den Begriff des Wortes aus dem, was diese beyden Individuen Aehnliches haben, herausziehen wird. Haben nun A und B eine größere Menge von Uibereinstimmungen, als die übrigen Individuen eben der Gattung, die der Seele nicht vorgekommen sind, so ist der allgemeine Begriff, den sie mit dem Worte verbindet, zu enge. — Man vermehre die Anzahl der Individuen von der Gattung, die der

Seele vorgestellt werden, so werden von dem Begriffe des Wortes bey einer jeden neuen Erfahrung alle die Aehnlichkeiten ausgeschlossen, die sich in dieser nicht finden, und wenn also eine hinlängliche Anzahl von Gegenständen, die zur Gattung S gehören, vorkommen, so wird diese immer fortgesetzte Vergleichung und die beständige Weglassung der Merkmale, die nicht bey allen Individuen wiederkommen, endlich die Idee in die gehörigen Grenzen einschließen, in welchen sie erst der Grund eines richtigen Raisonnemeuts werden kann.

Gesetzt aber, ein Anderer habe ebenfalls nur zwey Individuen C und D der Gattung gesehen, und aus diesen zwey Individuen habe er seine Idee, die er mit dem Nahmen der Gattung verbindet, formirt; aber diese beyden Individuen wären von der Art, daß sie gerade nichts mehr mit einander gemein haben, als was allen übrigen Individuen der Gattung auch zukommt, und es gebe also keine niedrigere Gattung, unter der sie ständen, als eben die, deren Begriff man sucht: so ist offenbar, die Seele dieses Menschen wird sich aus den beyden Individuen C und D die Idee der Gattung eben so richtig abstrahiren können, als der Andere aus der Vergleichung aller Individuen der ganzen Gattung.

Ob also die allgemeine Idee des Einen oder des Andern richtig seyn sollte, kam darauf an, welche und wie viel Individuen von dieser Gattung ihm der Zufall vorstellte.

Diese falschen oder unvollkommenen Abstractionen würden nichts schaden, wenn ein jeder eben sowohl seine eigene Sprache, als seine eigenen Empfindungen hätte; aber da er sich, so oft er denkt oder spricht, beständig der Wörter bedienen muß, bey denen eigentlich eine ganz andere abstracte Idee zum Grunde liegt als er hat; da die Verbindungen, in denen er diese Wörter der Natur der Sprache nach setzen muß, mit diesen von ihm selbst formirten Ideen der einzelnen Wörter nicht übereinstimmen, so muß daraus nothwendig Irrthum oder eine eingebildete Unwissenheit entstehen. — Es ist wahr, daß der Unterricht den Mangel der Erfahrungen ersetzen könnte, und daß die Individuen einer Gattung, die selbst nicht unter unsre Empfindungen gekommen sind, uns durch die Beschreibungen von den Erfahrungen Anderer könnten ergänzt werden. Allein der Unterschied des Bildes, das aus einer eigenen Erfahrung herrührt, und dessen, welches die Imagination bloß nach der Beschreibung eines Andern nachgemacht hat, ist ungemein groß. Eben so groß also wird auch der Unterschied an Stärke, Lebhaftigkeit, Dauer und Uiberzeugung zwischen der abstracten Idee seyn, die eine unmittelbare Folge unserer eigenen Empfindungen, und zwischen der, die eine Wirkung des Unterrichts ist. Die erstere wird doch der Seele bey dem Worte am ersten beyfallen, ihr am lebhaftesten gegenwärtig seyn, und bey den meisten ihrer Raisonnements zum Grunde liegen.

Außer den Worten, welche die niedern und höhern Gattungen der Individuen ausdrücken, die wir durch die Sinne empfinden, gibt es noch andere Wörter in den Sprachen, die Verhältnisse bezeichnen.

Die ersten dieser Verhältnisse sind diejenigen, welche die Dinge gegen uns selbst haben, d. h. die Art der Empfindungen, die sie in uns erregen, oder die Art der Beschäftigung, die sie uns verschaffen. Da aber die Sprache wieder nicht die einzelnen Empfindungen mit allen ihren Verschiedenheiten ausdrücken kann, so muß hier eine neue Art von Abstraction vorgehen, die nicht sowohl das, was in den Bildern mehrerer Individuen, als vielmehr was in der Art und Weise, mit welcher sie die Seele afficirt oder beschäftigt haben, Aehnliches ist, sammelt und unter einem gemeinschaftlichen Begriffe und Nahmen fasset. — Wir wollen, um unserer Reflexion einen gewissern Gegenstand, und also eine größere Deutlichkeit zu geben, den Begriff der Schönheit wählen, und sehen, wie dieser in der Seele entsteht. — Wir wollen wieder setzen, die Seele empfinge jetzt zum erstenmahl das Bild eines Körpers; — dieses Bild wird ihr an und für sich angenehm seyn, die Gestalt des Körpers mag seyn welche sie will, weil es die erste und einzige Beschäftigung der Seele ist. Wenn sie also zu gleicher Zeit den Nahmen des Schönen aussprechen hört, und durch die natürlichen Zeichen der Freude (die sie schon weit eher muß ken-

nen gelernt haben), die man mit diesem Worte verbindet, gewahr wird, daß man durch dasselbe das ausdrücken will, was gefällt, so wird die Gestalt des gegenwärtigen Körpers den ganzen Begriff des Schönen bey ihr erschöpfen. — Sobald dieser Impressionen mehrere werden, so wird die Seele auch Unterschiede in der Art gewahr werden, mit welcher sie von denselben afficirt wird. Der erste Unterschied, und der ihr am meisten in die Augen fallen wird, wird der seyn: daß einige Impressionen die Aufmerksamkeit weit mehr an sich ziehen, und also die Seele stärker beschäftigen als andere. — Der Begriff des Schönen, der immer mit dem Gefallen verknüpft ist, wird nun mit den Gegenständen verknüpft werden, die am meisten gefallen, d. h. die am meisten an sich ziehen. Zu diesen Körpern gehört vornehmlich das Licht und das Feuer, und nach ihm alles, was die Eigenschaft des Glänzens mit ihm gemein hat. — Wenn die Seele in diesem Zustande schon Worte genug hätte, um sich erklären zu können, so würde der Begriff des Schönen und der Begriff des Schimmernden an den Körpern, bey ihr einerley seyn. — Gesetzt nun, die Seele sehe während der ganzen Zeit, da sie an ihren Abstractionen arbeitet, (denn in der That hört diese Zeit einmahl auf, und es folgt eine andere, wo man die neuen Empfindungen nur mit den alten Abstractionen vergleicht, und sie unter dieselben zu bringen sucht, nicht aber sie dazu

braucht, die Abstractionen von neuem anzustellen) keine Körper, die ihr mehr gefallen, als die glänzenden; so ist klar, daß dieser Begriff des Schönen unverändert bey dem Schimmernden bleiben wird. Und so ist er auch in der That bey den meisten Leuten ohne Erziehung. — So bald aber die Seele Gegenstände gefunden hat, die durch die Lebhaftigkeit und die Mischung der Farben, (denn das wird das nächste seyn, was nach dem bloß glänzenden auf die Seele Eindruck machen wird,) oder endlich durch die Richtigkeit der Gestalt ihr mehr als die ersten bloß glänzenden gefallen, so wird sich der Begriff der Schönheit erweitern und berichtigen und jedesmahl dem Gegenstande, der den angenehmsten Eindruck gemacht, oder überhaupt der Summe der Gegenstände, die angenehme Eindrücke machen, zugeeignet werden. Je mehr also den Augen Körper von einer richtigen Proportion, und von einer regelmäßigen und mit dem Zweck der Sachen übereinstimmenden Gestalt, vorgestellt werden, um desto richtiger wird der Begriff von Schönheit werden, den sie sich aus diesen Erscheinungen herauszieht; um desto richtiger also wird die Neigung, die auf die Wiederhervorbringung des angenehmen Gefühls bey dem Anblick der Schönheit geht.

Alles dieses gilt von allen angenehmen Eindrücken, die durch die übrigen Sinne auf die Seele geschehen. Wenn dem Kinde beyzeiten die Vergnü-

gungen von der besten Art für jeden Sinn vorgestellt werden; wenn sie durch die Gegenstände, die auf dieselben wirken, bald mit den angenehmsten Empfindungen in jeder Art bekannt gemacht wird, so wird der Maßstab, nach welchem sie überhaupt das Schöne in dieser Gattung abmißt, weit richtiger und vollständiger seyn, und die allgemeinen Begriffe des Verhältnisses der Dinge gegen die Empfindungen, für die sie gehören, wahrer und brauchbarer. — Augen und Ohren sind die beyden Sinne, die eigentlich hierbey in Betrachtung kommen, weil nur die Gegenstände für diese beyden Sinne eine Idee des Schönen veranlassen können, die von dem jedesmahligen angenehmen Gefühl getrennt ist. — Der Geschmack in beyden hängt also davon ab, was für Arten von Objecten der Seele ihr die ersten oder die meisten Vergnügungen gewährt haben.

Was wir hier von dem Verhältnisse der Objecte auf unsre Empfindung gesagt haben, gilt von allen ihren übrigen Verhältnissen. Die Begriffe von diesen Verhältnissen werden bey uns desto richtiger, in einem je höhern Grade diese Verhältnisse in den Gegenständen anzutreffen gewesen sind, von denen wir diese Begriffe zu abstrahiren die Gelegenheit gehabt haben.

3) Ein sehr ansehnlicher Zweig von diesen Verhältnissen ist der zwischen Ursache und Wirkung. — Ich will jetzt nicht das wiederhohlen,

was von so viel Philosophen schon ist erwiesen worden, daß unsere Begriffe von Ursache und Wirkung lediglich aus der Erfahrung von der beständigen Folge und Succession gewisser Begebenheiten auf einander entstehen, und daß wir also alles das, was wir ohne Ausnahme vor einem andern Dinge vorhergehen sehen, wenn jenes erscheinen soll, für die Ursache, und das, was dem andern Ding allemahl unmittelbar folgt, für die Wirkung ansehen. — Alles, was wir Erklärung der Ursachen nennen, ist eigentlich nichts anders als die Zergliederung zweyer zusammengesetzter Begebenheiten, die jetzt eine verlängerte Folge von Ursachen und Wirkungen ausmachen; aber diese Zergliederung wird doch niemahls zwischen den einzelnen Ursachen und Wirkungen, in welche die große in die Sinne fallende Ursache und Wirkung aufgelöst werden, eine andere Art der Verknüpfung ausfindig machen, als die beständige Succession.

Wenn dieses im Menschen überhaupt wahr ist, so muß bey dem einzelnen Menschen die Folge von Begebenheiten, die er am öftersten gesehen hat, auf seine Begriffe von Ursachen und Wirkungen einen Einfluß haben. Die Begebenheiten, die er beständig und ohne Ausnahme auf Andere hat folgen sehen, wird er als die gewissen Wirkungen derselben ansehen, und sie also mit Gewißheit wieder erwarten, wo er die ersten wieder findet. In Ansehung der übrigen wird er gewisse Wirkungen von

gewissen Ursachen mit desto größerer oder geringerer Zuversicht erwarten, je mehr oder weniger Erfahrungen er an dem beständigen Erfolg der einen nach der Gegenwart der andern, und je mehr oder weniger Ausnahmen er dagegen gehabt hat. — Aus der Verschiedenheit, die sich hierin bey den einzelnen Menschen findet, muß nothwendig eine eben so große Verschiedenheit in ihrer Erwartung ähnlicher Fälle entstehen. Ich will nur zwey besondere Folgen davon anmerken:

1) Hängt davon ab, ob Furcht oder Hoffnung die herrschende Aussicht in die Zukunft seyn soll. Wer öfter schlimme als gute Folgen der Begebenheiten gesehen hat, wird auch von der jetzigen mehr schlimme als gute erwarten, und also fürchten; wer mehr Erfahrungen von glücklichen als unglücklichen Folgen hat, wird hoffen. Hoffnung und Furcht aber sind zwey Gemüthsbeschaffenheiten, die bey der Entstehung aller Neigungen concurriren, sie zu befördern, oder sie zu verhindern.

2) Da ein jeder für das Maaß seiner eigenen Kräfte keinen andern Maaßstab als die Wirkungen hat, die er durch dieselben hervorgebracht hat, d. h. die auf die Aeußerung derselben erfolgt sind, so ist klar, daß nach der Verschiedenheit dieser Erfahrungen von dem, was man durch seine Kraft erreicht hat, auch die Vorhersehung verschieden seyn muß, von

dem, was man durch seine Kraft wird erreichen können. Und da bey jeder Begierde die Möglichkeit der Erreichung unentbehrlich ist, so werden diese verschiedenen Ideen von dem Maaß seiner Kräfte, und folglich die Gegenstände, die, indem sie entweder den Kräften des Menschen selbst beygestanden, oder sie gehindert haben, dieses Maaß vergrößern oder verkleinern, über die Entstehung der Begierden von dieser Seite einen sehr merklichen Einfluß haben.

Endlich, da es von den Gegenständen abhängt, was für Ideen der Mensch sowohl von den Gattungen der Dinge als von den Verhältnissen dieser Gattungen haben soll: so müssen nothwendig auch die Grundsätze, die aus dieser zweyfachen Abstraction entstehen, anders und anders seyn, wenn der Mensch mit andern und andern Gegenständen umgeben gewesen ist. Wenn wir in unsern Erfahrungen die Individuen einer gewissen Gattung öfter mit gewissen Prädicaten verbunden, als von denselben getrennt gesehen haben: so schließen wir daraus, daß dieses Prädicat der ganzen Gattung zukomme. Und wenn uns in unsern Umständen wenige oder gar keine Individuen einer andern Gattung vorgekommen sind, an denen wir das Prädicat gefunden hätten: so schließen wir, daß dieses Prädicat nur allein jener Gattung zugehöre, und daß also diese beyden Begriffe reciproke sind.

Man

Mann sieht, wenn zwey Menschen nach einerley Gesetzen diese Grundsätze sich aus ihren Erfahrungen herausziehen, so werden sie doch bey dem einen wahr seyn können, bey dem andern falsch; wahr, wenn ihm der Zufall entweder eine hinlängliche Anzahl von Individuen, sowohl der Gattung, bey der er das Prädicat zuerst gefunden hat, als der übrigen zugeführt, oder ihm gerade die Individuen vorgestellt hat, die mit der Gattung in Absicht dieses Prädicats gleichgeltend sind; falsch, wenn ihm die Individuen von der einen Gattung, die das Prädicat nicht haben, oder von den übrigen Gattungen, die es haben, nicht vorgekommen sind, und er also gerade die Fälle nicht unter sein en Erfahrungen gehabt hat, welche die Ausnahme von der Allgemeinheit des Satzes, den er sich aus diesen Erfahrungen gezogen hat, machen würden. Dieses macht den größten Theil der Einflüsse aus, die der Stand auf den Menschen hat; der Stand, sowohl in so fern er Bürger eines gewissen Staats und unter einer gewissen Regierungsform ist, als auch in so fern er ein Mitglied einer besondern Gesellschaft in dem Staate ist, und seine eigenen Geschäfte und Lebensart hat. Man stelle sich vor, daß ein Mensch unter einem orientalischen Despoten lebt, wo er eine sehr vielfache Erfahrung gemacht hat, daß die höchsten Würden nur der Weg zu einem schleunigen Untergange sind, — und daß aller bekannte Vorzug an Gütern oder an Fähigkeiten nur die Folge habe, daß er der einen be-

raubt, und wegen der andern unterdrückt werde: so wird er den Grundsatz abstrahiren, daß man, um glücklich zu seyn, sich von allem öffentlichen dem Staate zu leistenden Dienste entfernen müsse; daß eine größere Cultur der Seele unglücklich mache, und also schädlich sey, und daß nur ein verborgener und heimlicher Besitz und Genuß des Reichthums gesucht werden müsse. Wenn diese Erfahrungen sich durch einige Generationen bestätigt haben, so wird die Unterweisung sich mit diesen selbst gemachten Grundsätzen vereinigen; und die Folge wird eben die seyn, die wir in solchen Reichen finden: nähmlich, daß es sehr wenig Leute von großem Geiste und ausgebreiteten Fähigkeiten gibt, und daß ein jeder die gesellschaftlichen Vergnügungen, bey denen der Gebrauch seines Reichthums bekannt werden muß, den bloß sinnlichen und auf seine Person eingeschränkten Befriedigungen nachsetzt.

Wenn jemand von Jugend auf in einem Stande gelebt hat, wo er Andern den strengsten Gehorsam und die tiefste Unterwürfigkeit hat leisten müssen, und über Andere eine eben so unumschränkte Herrschaft hat ausüben dürfen; wo also die meisten Handlungen seines Lebens im Gehorchen oder Befehlen bestanden haben: so wird (wenn nicht andere Ursachen die Wirkungen des Standes aufheben) dieses Recht zu befehlen und die Pflicht zu gehorchen ihm eine allgemeine Ordnung der Natur zu seyn scheinen; und er wird, wenn er gleich sonst

ein nicht unempfindliches Herz hat, da er den Begriff von Härte und von Gelindigkeit von ganz andern Erfahrungen und Beyspielen abzieht, als die übrigen Menschen, auch ganz andere Grundsätze in seinem Betragen für die Grundsätze der wahren Menschenliebe ansehen. Er wird seine Verhältnisse gegen alle andere Menschen nach den Verhältnissen, in denen er mit den meisten Menschen, mit denen er umgegangen ist, gestanden hat, beurtheilen, und nach diesen Verhältnissen wird er auch seine Pflichten und Rechte gegen sie abmessen.

Aus diesen Betrachtungen nun folgen die Regeln, wie man diesen Einfluß der Gegenstände über die allgemeinen Begriffe und die Grundsätze des Menschen brauchen soll.

1) Um überhaupt alle guten Neigungen zu stärken, oder ihm die Anlage zu geben, in welcher sie leichter entstehen können.

A) Man stelle, wenn es möglich ist, dem Menschen von Jugend auf eine hinlängliche Anzahl von Individuen jeder Gattung, deren Begriff ihm nützlich seyn kann, vor; und anstatt ihm selbst den Begriff der Gattung beyzubringen, mache man ihn vielmehr nur auf die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, die er in seinen Empfindungen gewahr wird, aufmerksam, und leite ihn darauf, sich selbst die allgmeine Idee daraus zusammen zu setzen. Wenn die Erziehung dieses versäumt hat, so kann zuweilen der Umgang mit der Welt und die Reisen

es ersetzen; und das ist auch der eigentliche Nutzen, den man von beyden zu gewarten hat, wenn der Erfolg glücklich ist.

B) Man stelle von Jugend auf dem Menschen die beßten und schönsten Gegenstände einer jeden Art vor, und anstatt sein Auge zuerst an Mißgestalten und Ungeheuern, und sein Ohr mit einem unangehmen Lärmen zu vergnügen und es dadurch zu verwöhnen, mache man bald das erste mit richtigen Gestalten und dem Eindruck von Symmetrie, Ordnung und wahrer Schönheit, und das andere mit wirklicher Harmonie und einer richtigen Folge von Tönen bekannt. — Dieses in den ersten Jahren geschehen, in denen alle Empfindungen die größte Stärke haben, und der Seele die dauerhaftesten Eindrücke machen, wird das bilden, was man eigentlich Geschmack nennt, und auf alle Arten des Vergnügens, und also auch auf alle Arten von Neigungen und Handlungen, einen unstreitigen Einfluß hat. Die Seele bildet sich die Begriffe von den Eigenschaften der Dinge nach der Art, wie sie von ihnen afficirt wird. Ist es also nicht von der höchsten Wichtigkeit, daß man sie von keinen andern Gegenständen auf eine besonders angenehme oder unangenehme Art afficiren lasse, als die wirklich die Eigenschaft haben, mit der diese Empfindungen übereinstimmen? Die noch allgemeinere Regel ist also diese: Man wähle die Gegenstände, die auf die Sinne des Kindes Eindruck machen

sollen, und die, mit welchen es sich beschäftigen soll, so, daß die Empfindung des Kindes mit dem wahren Verhältnisse des Gegenstandes übereinkommen, und es sich also aus mehrern solchen Empfindungen eine richtige Idee von diesem Verhältnisse machen könne.

Dieß ist unstreitig ein Vorzug, den die Kinder vornehmer und begüterter Leute voraus haben, und den man auch wirklich in der Folge bey ihnen gewahr wird. Da sie von Kindheit auf mit Beyspielen des Schönen, des Anständigen, des Schicklichen umgeben gewesen sind, so sind ihre Begriffe davon richtiger, und ihr Geschmack sicherer geworden, und selbst ihre Ausschweifungen haben eine Art von Würde.

C) Man stelle die Gegenstände niemahls dem Kinde in einer andern Folge vor, als in der sie wirklich, der Natur der Dinge nach, auf einander erfolgen, und suche also die Erfahrungen, worauf sich ihre Begriffe von Ursache und Wirkung, und ihre Erwartung ähnlicher Fälle gründen soll, so richtig und mit der Natur so übereinstimmend zu machen, als man kann. Diese Regel, die sehr wenig bemerkt und schlecht beobachtet wird, ist in der That das einzige Mittel, den Menschen künftig von chimärischen Hoffnungen und thörichten Schrecken zu befreyen, ihn vor dem Hange und Leichtgläubigkeit zum Wunderbaren zu bewahren, und seine Vorhersehung, nach der er sein Betra-

gen im Gegenwärtigen einrichten will, sicherer und richtiger zu machen. — Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Kindern, um ihnen ein Vergnügen oder einen Schreck zu machen, gewisse Wirkungen plötzlich zeigt und ihnen die Mittelursachen verbirgt. Man sollte vielmehr ihnen, wenn man könnte, auch bey denen Wirkungen die Mittelursachen bekannt machen, bey denen sich die Natur selbst, oder die Kunst Anderer verborgen hat. Nichts ist dem Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit, oder zur Klugheit in der Aufführung schädlicher, als Sprünge in der Natur zu glauben oder sie zu erwarten.

D) In Ansehung der Grundsätze vermag die Erziehung der Aeltern nicht so viel, als die, welche sich der junge Mensch gibt, wenn er anfängt frey zu handeln, und also Ursache hat sich Grundsätze zu machen. Man kann nichts weiter thun, als die Beyspiele und die Fälle, die man in jeder Art entweder seiner Empfindung oder seiner Einbildungskraft vorstellt, so sehr zu vervielfältigen und so vollständig zu machen, als mölich ist, um einseitige Urtheile und Schlüsse vom Besondern aufs Allgemeine zu verhüthen.

Was nun 2) die Mittel betrifft, besondere Neigungen, die schon in der Seele vorhanden sind, vermittelst der allgemeinen Ideen, die man durch die Gegenstände veranlaßt zu stärken oder zu schwächen, so ist die Regel dazu augenschein-

lich. Man untersuche, welche Arten von Abstractionen müssen in der Seele vorgehen, was für Grundsätze muß sie sich daraus bilden, wenn diese oder eine andere Neigung entstehen soll. Die Art von Gegenständen also, welche diese allgemeinen Begriffe und diese Grundsätze veranlassen und befördern, oder sie verhindern und schwächen, muß der Seele am öftersten vorgestellt werden, wenn die Neigung gestärkt oder unterdrückt werden soll. Wir wollen setzen, die Neigung, die wir schwächen wollten, wäre die Rachgier.

Die allgemeinen Ideen, welche die Rachgier, wenn sie entstehen soll, in der Seele voraussetzt, sind die Ideen der Beleidigung und der Rache selbst. Die Grundsätze, die daraus müssen gezogen worden seyn, sind ungefähr diese: Eine unvergoltene Beleidigung macht verächtlich; eine ungerächte Beleidigung setzt neuen Beleidigungen aus. — Die Rache ist die Wiederherstellung des Vorzugs, der durch die Beleidigung ist geraubt worden.

Zuerst also. Der Begriff Beleidigung ist nicht eigentlich eine Empfindung, sondern eine abstracte Idee, die mit einer Empfindung verbunden wird. — Das Uibel selbst, was uns zugefügt wird, und der Schmerz, der daraus entsteht, ist Empfindung aber noch nicht Beleidigung; sonst könnte alles uns beleidigen, was uns schaden kann. — Wenn der Urheber des Uibels eine freyhandelnde Person ist;

die unsern Schmerz zur Absicht gehabt hat, und wenn wir ein Recht haben auf die Unterlassung dieser Handlung, die uns das Uibel verursacht, dann ist es eine Beleidigung. — Also bey einer jeden wirklichen oder eingebildeten Beleidigung ist ein Theil wirkliche Empfindung eines Uibels, und drey Theile sind abstracte Begriffe; 1) von einem Recht, das wir auf den Andern hatten, 2) von dem Widerspruch des uns zugefügten Uibels mit diesem Recht, 3) endlich von der Freywilligkeit der Handlung.

Je weniger also jemand die Grenzen seiner Rechte kennt, oder je mehr er sich derselben zuschreibt, je unrichtigere und übertriebenere Begriffe er von dem hat, was diesem Recht entgegensteht, und je weniger er Freywilligkeit von Zufall oder Zwang unterscheiden kann, um desto unrichtiger wird seine Idee von Beleidigung seyn; um desto mehr Uibel wird er also für Beleidigungen halten, und desto mehr Gelegenheiten wird er also zur Rache haben.

Eine richtige Vorstellung von dem, was Beleidigung heißt, ist also der erste Schritt zur Verhüthung oder zur Ausrottung der Rachgier. — Diese Vorstellung kann allerdings auch durch Unterricht gegeben werden, — und sie muß es auch. — Aber wir haben es schon gesagt, — und man kann es nicht zu oft wiederhohlen: Die Abstracta, welche die Seele sich selbst aus ihren eigenen Em-

pfindungen macht, sind von einem viel größern Einfluß, als die, die ihr durch Worte beygebracht werden. — Es ist also ein freylich schwereres, aber weit kräftigeres Mittel, der Seele zu einer richtigen Idee von Beleidigung zu verhelfen, wenn man 1) das Kind in solche Umstände setzt, und das Betragen Aller gegen dasselbe so einrichtet, daß nicht ein einziger Fall vorkommt, durch welchen die Seele veranlaßt wird, etwas als ein Recht anzusehen, welches es nicht wirklich ist. Um dem Kinde den Unterschied zwischen dem, was es fordern kann, und dem, was es sich erwerben muß, gleich vom Anfange deutlich zu machen, ist es nothwendig, daß es niemahls etwas als ein Recht erhalte, was bey einem Erwachsenen Gefälligkeit wäre. Wenn die Sache selbst nicht die Richtigkeit der Regel bewiese, so würden es die Folgen thun, welche die Unterlassung derselben nach sich zieht. Die meisten Rachgierigen sind Leute, die in ihrer Kindheit sind verzärtelt worden, und deren Willen man als einen Befehl vollzogen hat. Einige Jahre lang voll Beyspiele solcher Art geben endlich der Seele eine Idee von ihrem Rechte, die alles das in sich begreift, was sie bisher gewohnt gewesen ist, als ein Recht zu verlangen und zu erhalten. Sollte der Mensch nicht unwillig seyn, wenn man ihm das versagen will, was man ihm als Kind zugestanden hatte? 2) Ein zweytes Mittel ist es, wenn man die Verbindungen so veranstaltet, daß sich oft

die Gegenstände selbst, ohne Zuthun Anderer, dem Willen entgegen setzen, den er als ein Recht zu fordern geneigt ist. Je mehr solcher Fälle kommen, wo ihm ein solcher Widerstand von der Natur der Dinge selbst, ohne daß irgend jemand dabey die Absicht haben konnte ihn zu kränken, geleistet wird, desto eher wird er den Begriff von Widersetzung und von Beleidigung von einander abzusondern im Stande seyn, und das, was seinem Willen überhaupt, und das, was seinen Rechten widerspricht, unterscheiden. 3) Ein drittes Mittel ist es, wenn man den Begriff der Freywilligkeit, bey allen den Handlungen, die etwas ihm Unangenehmes hervorbringen, einzuschränken, und ihn durch wirkliche Fälle und Erfahrungen zu überzeugen sucht, daß sehr viele Handlungen Anderer unserm Willen, oder auch wohl unserm Rechte zuwider seyn können, ohne Beleidigungen zu seyn. — Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Menschen alles, was ihnen schadet, gleich einem bösen Willen des Dinges, von dem der Schade herkommt, zuschreiben. Diese Art zu schließen ist dem Menschen so natürlich, daß man sogar ein böses Principium angenommen hat, um jemanden sein Leiden Schuld geben zu können. Je mehr man das Kind darin stärkt, und es ihm vermuthen läßt, daß, wo es durch jemanden leidet, es allemahl die Absicht des Andern sey, es leiden zu lassen, um desto mehr wird es geneigt seyn, alle Handlungen dieser Art für Be-

leidigungen anzusehen und als Beleidignngen zu rächen.

2) Der Begriff der Sache ist der zweyte, dessen Entwickelung man durch eine gehörige Wahl der Gegenstände leiten muß.

Rache ist ein Uibel, das man dem Beleidiger zufügt, nicht weil man sich selbst dadurch Vortheil schafft, oder sich von dem Uibel befreyt, welches man durch die Beleidigung erlitten hat, sondern weil man dadurch eben das Recht über den Andern ausübt, was jener sich über uns angemaßt hatte, und weil man also dadurch die Gleichheit zwischen beyden wieder herzustellen scheint. Dieser Begriff beruhet auf zwey andern; erstlich auf dem Begriffe, daß der Beleidiger über den Beleidigten einen fortdauernden Vorzug, und der Beleidigte also außer dem wirklichen Uibel noch einen andern Nachtheil durch die Beleidigung erhalten habe, nähmlich die Erniedrigung unter dem Beleidiger; zum andern auf dem Begriffe: daß eine Gegenbeleidigung diesen Vorzug aufhebe, und uns wieder dem Andern gleich mache. — Der Begriff der Rache muß sich also in solchen Umständen weit geschwinder entwickeln, in denen der Mensch öftere Erfahrungen davon macht, sowohl daß der Beleidiger wirkliche Zeichen des Vorzugs über den Beleidigten habe, und daß ihm dieser Vorzug auch von den übrigen Gliedern der Gesellschaft, in der er lebt, zugestanden werde, als auch, daß eine

Gegenbeleidigung diesen Vorzug ausgelöscht und die Meinung der Gesellschaft zum Vortheil des zuerst Beleidigten geändert habe. Wenn also im Gegentheil das Kind oder der Mensch mit lauter solchen Personen und Erfahrungen umgeben ist, in denen von dieser eingebildeten Erniedrigung eines Beleidigten (die ohne Zweifel zuerst von der Idee entsteht, daß Beleidigen, Stärke, und beleidigt werden, Schwäche voraussetze) kein Beyspiel vorkommt; wenn es durchgängig Verachtung gegen den künstlichsten und geschicktesten Betrüger, und Hochachtung gegen den schwächsten aber unschuldigen Betrogenen findet; wenn es, zum andern, von einer zweyten Beleidigung eben die Verachtung erwarten muß, der es dadurch zu entgehen suchte: so wird der Begriff von Rache langsam entstehen und niemahls sehr lebhaft seyn. — Man sieht hieraus, was für Gesetze die Zweykämpfe allein verhüthen können? — Die, welche die Denkungsart ändern, auf welcher diese unselige Gewohnheit beruht; die, welche das Betragen der Gesellschaft, in der ein Mensch lebt, gegen ihn ändern; die, welche die Bewegungsgründe selbst ausrotten, um deren willen man zu einer solchen Rache seine Zuflucht nimmt.

Die Entstehung dieser Ideen schließt schon die Formirung der Grundsätze in sich, die ich vorhin genannt habe.

Da der Vorzug schlechterdings von Andern erkannt werden muß, wenn er Vorzug seyn soll, so ist ganz klar, so lange wir in einer Gesellschaft leben, von der alle Glieder glauben, eine ungerochene Beleidigung mache verächtlich, so werden wir uns rächen, wenn wir auch selbst die Unrichtigkeit dieses Satzes einsehen. Nur eine hinlängliche Anzahl von Beyspielen des Gegentheils, wo Rache verächtlich und Ertragung hochachtungswürdig gemacht hat, kann diese Neigung heilen. Man kann hier, ohne das Gebieth der Philosophie zu verlassen, einen Blick auf die Religion thun. — Wenn ich mir eine Seele denke, welche die Idee von Gott lebhaft genug gegenwärtig hat, um sich ihn als einen Zeugen ihrer Handlungen und das Urtheil von ihm als einen Theil ihrer Ehre und Schande zu denken: muß diese nicht ein Gegengewicht gegen die schädlichen und oft nicht zu hindernden Einflüsse der Gesellschaft, in der man lebt, und der Begriffe von Ehre und Schande, die in derselben herrschen, in der Religion finden?

IV. Der vierte Einfluß der Gegenstände über die Neigungen geschieht vermittelst der Verbindungen, welche die Einbildungskraft macht.

Das Gesetz der Einbildungskraft ist: Wenn eine ehemahlige Idee in der Seele erregt wird, so kommen auch die Ideen wieder in die Seele zu-

rück, die ehemahls zugleich mit einer Idee vorhanden waren. Diese andern Ideen, die mit der Haupt-Idee nicht verwandt, aber doch zu gleicher Zeit in der Seele da gewesen sind, und durch sie immer wieder mit erweckt werden, heißen Neben-Ideen. Wir wollen setzen, die Haupt-Idee wäre der Seele völlig gleichgiltig, die Neben-Ideen aber ihr entweder angenehm oder mißfällig; so ist klar: die Seele wird doch die Reproducirung der gleichgiltigen Haupt-Idee verlangen, die, nach der Natur der Seele, Neben-Ideen erweckt, die angenehm sind, und wird sich der Reproducirung einer andern widersetzen, die von unangenehmern Neben-Ideen begleitet ist. Nun gebe man der Haupt-Idee selbst eine Eigenschaft, die gefällt oder mißfällt: so wird nunmehr, um die ganze Wirkung derselben auf die Seele zu wissen, so viel zu dem Gefallen oder Mißfallen der Haupt-Idee hinzu gethan, oder so viel von demselben müssen abgezogen werden, als die Neben-Ideen Eigenschaften von derselben oder der entgegenstehenden Art haben. Jede Idee nähmlich hat einen doppelten Eindruck auf die Seele, einmahl, einen an und für sich selbst, und dann in so fern sie die Ursache von der Entstehung anderer Ideen ist, die wieder einer jeden ihren besondern Eindruck machen. Diese Eindrücke zusammen machen erst die vollständige Wirkung des Gegenstandes und der Seele aus. Und von ihnen nun lassen sich die

Begierden und Handlungen des Menschen herleiten.

Wenn also ein Gegenstand gefallen und Begierden erregen soll, so kommt es nicht bloß darauf an, daß er selbst einen angenehmen Eindruck macht, sondern daß er auch mit solchen Gegenständen zugleich in der Seele erschienen sey, die entweder selbst auch angenehm, oder doch wenigstens nicht in einem Grade mißfällig gewesen sind, der dem Angenehmen des Hauptgegenstandes das Gleichgewicht hält. Gesetzt, der Gegenstand A, für sich betrachtet, sey angenehm, und der Eindruck, den er macht, gelte 3. Gesetzt, mit ihm zugleich hätte die Seele immer, oder am öftersten die Gegenstände BCD gesehen, und diese würden also durch die Wiedererinnerung von A allemahl mit hervorgebracht: so wird also der Eindruck, den A macht, sich jederzeit mit BCD vermischen, oder, welches einerley ist, der Eindruck von A wird nun so groß seyn, als alle diese Eindrücke zusammen genommen; das heißt, wenn BCD jedes in einem Grade angenehm ist, so wird A einen angenehmen Eindruck von sechs Graden machen; ist jedes von jenem in einem Grade unangenehm, so wird A der Seele indifferent seyn; ist endlich jedes im zweyten Grade unangenehm, so wird auch A einen verdrüßlichen Eindruck von drey Graden machen. Und doch bleibt bey allen diesen Veränderungen A selbst immer dasselbe, und sollte also, wenn es gut oder

schädlich ist, immer auf gleiche Weise verlangt oder verabscheuet werden.

Diese Wirkung der Einbildungskraft ist das einzige Mittel, von den Bizarrerien in dem Geschmack einiger Menschen, von der unüberwindlichen Abneigung und Zuneigung, die wir, gegen gewisse Personen und Sachen empfinden, ohne den Grund angeben zu können, von dem Vergnügen oder Mißvergnügen über gewisse Gegenstände, die an und für sich dieser Wirkung ganz unfähig scheinen, die Ursachen zu finden. — So sehen wir täglich Leute, die sehr mittelmäßige Oerter, schlechte Speisen und geringe Vergnügungen mit einem Enthusiasmus loben, den sie nicht für weit schönere Gegenstände haben; bloß weil jene ehemahls mit gewissen Begebenheiten oder Personen verbunden gewesen sind, die ihnen sehr angenehm waren, und an die sie durch jene erinnert werden.

Dieses Vermögen der Neben-Ideen über die Haupt-Ideen ist im Stande, alle Neigungen des Menschen zu verkehren, und ihn widersinnig und ausschweifend in seinem Charakter zu machen, wenn die Eindrücke der Neben-Ideen dem Eindrucke der Haupt-Idee widersprechen. Sie ist aber auch im Stande, alle guten Neigungen des Menschen zu befestigen, und richtige Grundsätze in bloßen Geschmack zu verwandeln, wenn die Eindrücke der Neben-Ideen mit

dem Eindrucke der Haupt-Idee von einerley Art sind, und beyde mit einander übereinstimmen.

Die allgemeine Regel also in Absicht der ganzen Erziehung des Menschen ist: Man suche alle Verbindungen der Gegenstände zu verhüthen, die Neben-Ideen veranlassen, welche den Eindruck, den die Sache selbst machen soll, verändern oder umkehren: Man veranstalte oder suche hingegen alle solche Verbindungen der Gegenstände, die Neben-Ideen hervorbringen, die den wahren Eindruck der Hauptsache verstärken.

Ideen, die man der Seele des Kindes ehrwürdig machen will, bringe man mit einer Reihe von sinnlichen Gegenständen in Verbindung, die selbst Ehrfurcht oder Aufmerksamkeit erwecken. „So," sagt ein gewisser Schriftsteller, „sollten wir den Begriff von Gott zuerst dem Kinde mit einer Solennität vorstellen, die ihm ankündigte, daß das, was ihm jetzt bekannt gemacht würde, wichtiger wäre, als alles, was es bisher gekannt hätte. — Ideen, die dem Kinde angenehm gemacht werden sollen, müssen mit sinnlichen Gegenständen verbunden werden, welche ergötzen." u. s. w.

Die besondere Regel, in Absicht auf die einzelnen Neigungen, die man unterdrücken oder befesti-

gen will, ist eben so augenscheinlich. Man verändere die Umstände des Menschen, oder die Verbindung, die bey ihm gewöhnlich zwischen gewissen Empfindungen und Ideen gewesen ist, und suche für jede Neigung, die man bestärken will, so viel Neben-Ideen als man kann, die mit dem Gegenstande derselben harmoniren, und für jede Neigung, die man schwächen will, eben so viel Neben-Ideen, die dem Eindrucke desselben entgegen stehen.

So z. B., wenn man sich oder seinen Kindern die Tage, an welchen man eine gute, mitleidige, dienstfertige, wohlthätige Handlung gethan hat, zu einem Festtage machte, den man jährlich beginge, so würden sich mit der Neigung zum Wohlthun die Neigungeu zu den Vergnügungen verbinden, die mit demselben beysammen gewesen sind, und die Ausübung derselben würde das Ansehen eines Theils der Ergötzlichkeiten des Tages bekommen; auf eben die Art würde man andere Neigungen verächtlich oder verhaßt machen können, indem man sie beständig nur mit verächtlichen oder verhaßten Gegenständen zusammen stellte.

Alle diese Betrachtungen nun zusammen genommen, enthalten folgende Antwort auf die Frage der Academie.

1) Die natürlichen Neigungen, in so fern sie

natürlich sind, d. h., in so fern sie von der Beschaffenheit des Körpers oder der Art der Fähigkeiten in der Seele abhängen, können weder hervorgebracht noch vernichtet werden.

2) Wie viel aber von den Neigungen, die wir natürlich nennen, jedesmahl der ursprünglichen Einrichtung der Seele zuzuschreiben sey, läßt sich nicht anders als aus den Versuchen erkennen, die man damit anstellt, sie zu verändern. Das Unveränderliche schreibt man alsdann der Natur zu.

3) Diese Versuche sind keine andern, als die wir anstellen müßten, wenn auch die ganze Verschiedenheit in den Neigungen lediglich von den Umständen des Menschen abhinge. Die Einrichtung dieser Umstände nähmlich, und die Vorstellung schicklicher Gegenstände ist das einzige Mittel, wodurch wir über die natürlichen Neigungen eine Gewalt haben, und zwar sowohl über den Theil derselben, der selbst von diesen äußern Umständen herrührt, als über den, welcher in der Art und in der Proportion der Fähigkeiten gegründet ist.

4) Die Operation ist diese: Man untersuche bey jeder Neigung die Art der Ideen, aus der sie entsteht, und entwickele diese Idee bis auf die ersten Eindrücke, aus denen dieselbe zusammengesetzt ist. Die Eindrücke, welche die Gründe zur Entstehung schädli-

cher Neigungen sind, suche man durch Wegschaffung der Gegenstände oder durch die Hervorbringung von Eindrücken einer andern Art zu schwächen; die Eindrücke hingegen, welche die Gründe zu guten Neigungen enthalten, verstärke man entweder durch die öftere Vorstellung ihrer Gegenstände, oder durch die Verbindung anderer damit harmonirender Eindrücke und Ideen.

Einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbesserungen.

Das Vorhaben der Academie, an der Verbesserung der teutschen Sprache zu arbeiten, ist gewiß eines der nützlichsten, welches eine gelehrte Gesellschaft für die Sache der Wissenschaft und der vaterländischen Literatur unternehmen kann. In so fern diese Verbesserung nach durchdachten Grundsätzen und vermöge richtigerer Einsichten in die Natur der Sprache, oder der auszudrückenden Sachen geschieht, läßt sie sich von den vereinigten Bemühungen vieler Gelehrten am ersten erwarten. Und in so fern dabey auch willkürliche Bestimmungen eintreten müssen, weil Vernunftgründe nicht alles in den Sprachen entscheiden, ist auch das Ansehen einer solchen Gesellschaft nützlich, um die Einstimmung der Nation zu diesen Bestimmungen zu erhalten.

Wie es aber, bey jeder Reform öffentlicher Einrichtungen, höchst wichtig ist, den Grad von Vollkommenheit, welchen man durch die bisherigen schon erreicht hat, und den, welcher überhaupt zu erreichen möglich ist, zuvor zu untersuchen, damit man nicht entweder das erlangte Gute durch unnöthige Abänderungen störe, oder in Absicht des

Guten, welches man verspricht, übertriebene Erwartungen errege: so ist es besonders bey den Bemühungen, eine Sprache, das Eigenthum einer ganzen Nation, zu verbessern, unentbehrlich, die Fortschritte nicht zu übersehen, welche die Nation schon in Absicht der Ausbildung ihrer Sprache gethan hat, und noch mehr, zu bestimmen, wie viel eigentlich Sprachforscher und Philosophen zu dieser Ausbildung im Allgemeinen beytragen können.

Aber auch über diese Gegenstände habe ich der Academie nur wenige Fragmente unvollkommener Ideen vorzulegen, deren Mittheilung mehr meinen Antheil an dem gemeinnützigen Unternehmen der Academie zu bezeugen, als einen wirklichen Beytrag zu dessen Ausführung zu liefern bestimmt ist.

Ich gestehe es, daß ich schon jetzt unsre Sprache für weit vollkommener halte, als sie von den meisten derjenigen angesehen wird, welche so sehr nach einer Ausbildung derselben verlangen. Ich gestehe es, daß ich von der wissenschaftlichen Behandlung der Sprache, als eines Gegenstandes der Erkenntniß, zur Ausbildung der Sprache als eines allgemeinen Werkzeugs der Ideen-Mittheilung, nicht so viel Nutzen erwarte, als man, nach dem gemeinhin angenommenen Zusammenhange beyder Endzwecke, davon zu erwarten geneigt ist.

Ich kann mich irren, aber mich dünkt, daß

es nur die Nation selbst ist, die, durch die allmähligen Fortschritte in dem Umfange und der Richtigkeit ihrer Erkenntnisse, die Sprache ausbildet; daß, wenn die Bemühungen einzelner Personen dazu beytragen, dieß nur die großen Schriftsteller seyn können, die mit ihren Ideen zugleich ihre Ausdrücke der Nation beliebt machen, oder durch aufgestellte Muster einer zweckmäßig gebrauchten Sprache die Aufmerksamkeit der Nation auf die Beziehung ihrer Ideen erwecken; und daß Grammatiken und Wörterbücher, nebst allen den Arbeiten, welche diese beyden Hauptwerke der Sprachkunde vorbereiten, oder ergänzen, nur den bis jetzt erreichten Grad der Ausbildung der Sprache angeben, allgemeiner bekannt machen, und in methodisch geordneten Erklärungen und Regeln darstellen, aber nur wenig thun können, diesen Grad zu erhöhen.

Betrachte ich die teutsche Sprache insbesondere, so wie sie sich, durch die Einwirkung aller angezeigten Ursachen, bis auf den jetzigen Zeitpunct wirklich ausgebildet hat: so scheint sie mir in der That zu derjenigen Reife gelangt zu seyn, bey welcher, an jedem Produkte der Natur und der Kunst, die großen Veränderungen aufhören, und nur der Genuß und Gebrauch noch einer erhöhten Vollkommenheit fähig ist. Es scheint mir, daß, wenn die Werke unserer Literatur noch nicht in demjenigen Glanze vor den Augen der übrigen Na-

tionen erscheinen, mit welchem die alten, — oder die englischen und französischen Schriftsteller sie auf sich gezogen haben, dieß nicht Schuld der Sprache, sondern der Schriftsteller und der Nation selbst sey; — nicht Unfähigkeit der erstern, alle Verschiedenheiten des Schönen und des Erhabenen auszudrücken, sondern die Gewohnheit der letztern, mit einer unvollkommenen Bezeichnung eigener und fremder Gedanken zufrieden zu seyn. Was der Sprache selbst in dieser Absicht mangelt, ist entweder die mit einer eigenthümlichen Form nothwendig verbundene Einschränkung jeder Sache; — ein Mangel, der deßwegen allen Sprachen gemein ist, und keine gehindert hat, sich in klassischen Dichter- und Rednerwerken zu verherrlichen; oder es ist den angebornen Fehlern unserer physischen Natur ähnlich, die durch keine Kunst weggeschafft, aber durch eine kluge Behandlung jedes besondern Falles erträglich gemacht, oder versteckt werden können.

Die Erfordernisse einer vollkommenen Sprache sind, so viel ich sie einsehe, folgende drey: erstlich, daß sie, für alle wichtigen Begriffe, die Wörter und Ausdrücke, versehen mit allen den Schattirungen, enthalte, deren die verschiedenen Gemüthsstimmungen des Redenden, oder die verschiedenen Absichten der menschlichen Rede bedürfen können; zweytens, daß diese Wörter genau bestimmte Bedeutungen haben, oder mit Begriffen

verbunden sind, die, gleichförmig und entschieden, in den Gemüthern Aller, welche die Sprache verstehen, durch sie erweckt werden; drittens, daß die Sprache, zur Verbindung dieser Wörter, hinlänglich zahlreiche, dem Zusammenhange der Ideen angemessene und dem Geschmack gefällige Formen darbiethe. Man könnte die beyden ersten Stücke die lexicographische, das dritte die grammatische Vollkommenheit einer Sprache nennen, weil Anzahl und Bedeutung der Wörter durch Wörterbücher, die Regeln ihrer Zusammensetzung durch Sprachlehren aufbehalten werden. Reichthum, Bestimmtheit und Gewandtheit der Sprache sind drey andere, auch nur unvollkommene, aber doch auf die Sache hinweisende Ausdrücke jener Vollkommenheiten.

Was den Reichthum der teutschen Sprache betrifft, so scheinen mir ihre Schätze eben so groß, als die von irgend einer Sprache, aber noch lange nicht allgemein bekannt genug zu seyn. Sie enthält für alle wichtigen Gegenstände des Denkens, und für alle Arten der Behandlung dieser Gegenstände, verständliche und geschmackvolle Ausdrücke. Aber da die Anzahl der Menschen, welche sich in Teutschland beeifern, ihre Sprache gut zu reden und zu schreiben, bisher geringer, als bey den zuvor genannten Nationen gewesen ist: so sind auch jene Ausdrücke und Wörter noch nicht bey uns in so allgemeinem Umlaufe, als die ähnlichen

bey diesen; sie sind von den unschicklichen, zweydeutigen oder geschmacklosen, im Sprachgebrauche der gesitteten Stände, nicht so rein abgesondert; sie können von Schriftstellern und Rednern, welche nach der Vollkommenheit der Schreibart streben, für jetzt noch nicht anders, als durch eine Arbeit gefunden werden, welche die Meisten scheuen, und zu der auch nur Wenige die nöthigen Talente mitbringen.

Uiber keinen Gegenstand irrt sich das menschliche Urtheil mehr, wenn es das Mögliche nach dem Vorhandenen abmißt, als über die Sprache. Schon oft hat man eine Sprache für unfähig zu gewissen Gattungen des poetischen oder rednerischen Styls gehalten, bis in der Nation, welche diese Sprache redete, der Mann erschien, der das Genie jener Gattungen besaß. Sobald dieß geschahe, fand sich, daß die Farbe und das Eigenthümliche des Ausdrucks in kleinen Schattirungen liege, die in einzelnen Wörtern nicht bemerkbar sind, und nur durch die Auswahl und Zusammenstellung vieler ähnlichen einen auffallenden Eindruck machen; es fand sich, daß eben dasjenige Talent, welches die Ideen einer gewissen besondern Gattung, es mögen komische oder erhabene seyn, hervorbringt, zugleich das Talent sey, die Wörter und Wendungen in der Sprache aufzufinden, welche der Natur dieser Ideen entsprechen. Als Lessings eigner philosophischer Witz, sein schneidender Scharf-

sinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigten, war allen Besonderheiten seines Genies unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, daß es schien, als wenn nur Er ein recht originell teutscher Schriftsteller wäre. Und doch both zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit einem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Styls an. Mit Göthe wurde unsere Sprache, auf eine vorher noch nicht gesehene Weise, launig, erhaben und rührend, ohne doch weniger echt teutsch zu bleiben. Bey Wieland erscheint sie mit allen Farben des Ausdrucks, die eine üppige Einbildungskraft, und mit allen Feinheiten versehen, die der eckle Geschmack eines Weltmanns verlangt. Sie versagte Engeln nicht die Fülle einer blühenden Beredtsamkeit. Jeder neue große Kopf hat immer seine eigenthümliche Geistesgestalt in ihr sichtbar machen können. Und wenn die Folgezeit noch Talente unter uns erwecken wird, wovon wir bisher noch kein Beyspiel gesehen haben, so wird unsere Sprache der Ausübung derselben gewiß kein Hinderniß in den Weg legen.

Es gibt eine Erscheinung, welche die Meinung, daß unsere Sprache arm sey, hat veranlassen können. Das ist die, daß wir so viele ausländische Wörter in unsern wissenschaftlichen Vor-

trag, und selbst in die Reden des geselligen Umganges mischen. Es ist daher mit unter die Arbeiten, welche die Academie übernimmt und leitet, gesetzt worden, daß in die Stelle der unter uns üblichen französischen und lateinischen Wörter und Redensarten, ursprüngliche teutsche aufgesucht werden sollen. Die Absicht ist löblich, und wenn sie gelingt, — das heißt, wenn die von einem Gelehrten versuchten Uibersetzungen jener Wörter wirklich, ich will nicht sagen, von der ganzen Nation, sondern nur von dem größten Theile der guten Schriftsteller angenommen werden: — so ist der Erfolg nützlich. Aber an sich scheint mir das Uibel, welchem man dadurch abzuhelfen sucht, nicht sehr groß zu seyn, und die Wirksamkeit des Hülfsmittels ist zweifelhaft.

Es ist freylich ein Uibelstand und eine Unbequemlichkeit, daß wir ausländische Wörter in unsere Sprache mischen, weil wir glauben, die damit verknüpften Ideen durch keine teutschen ausdrücken, und doch ihrer nicht entbehren zu können. Indeß haben wir diesen Uibelstand und diese Unbequemlichkeit mit den meisten Sprachen und Nationen der Welt gemein; und bey keiner hat er den höchsten Flor der Beredtsamkeit und die vollkommenste Cultur der Sprache verhindert. Die lateinische Sprache hat griechische Wörter in großer Menge aufgenommen, und nie mehr, als da sie selbst am meisten ausgebildet war. Die Franzosen

haben auf gleiche Weise von den Lateinern und Italiänern, die Engländer von den Franzosen, Wörter sowohl als Redensarten entlehnt, und thun es noch täglich. Es ist auch beynahe unvermeidlich, daß eine Nation, die von einer andern lernt, und aus deren Schriften ihren Ideenfond bereichert, auch aus der Sprache derselben Wörter zur Bezeichnung der neuen Ideen annehme.

Nur ein einziger Umstand hat diese allgemeine Gewohnheit der Völker, Wörter von früher aufgeklärten Ausländern zu borgen, für uns Teutsche unbequemer gemacht, als sie für unsre südlichen und westlichen Nachbarn geworden ist. Die Sprachen dieser sind aus dem Lateinischen entstanden, gerade aus der Sprache derjenigen Nation, von welcher sie zuerst Wissenschaften und Cultur empfangen hatten. Die Römer waren, in Absicht der Griechen, in dem nähmlichen Verhältnisse. Dieser Umstand macht, daß die Franzosen und Engländer die wissenschaftlichen Wörter der Lateiner, diese die Kunstwörter der Griechen, und jede dieser Nationen die ihr gefallenden Idiomen der andern leicht in ihre Sprache haben übertragen, und durch kleine Veränderungen den Analogien derselben völlig anpassen können. In der teutschen Sprache, als einer ursprünglichen, ist dieß unmöglich gewesen. Und in der That, so groß auch, in anderer Absicht, der Vorzug der Orginalität seyn mag: so erhalten doch die aus dem Lateinischen abgeleiteten

Sprachen dadurch einen überwiegenden Vortheil, daß sie die dem Vortrage gelehrter Kenntnisse vorlängst gewidmeten Ausdrücke, aus der Sprache, die lange Zeit die einzige Aufbewahrerin solcher Kenntnisse war, aufnehmen und sich eigen machen können, ohne durch das ausländische Ansehen derselben entstellt zu werden.

Doch haben wir uns in dieser Absicht auf mannigfaltige Weise zu helfen gewußt, und da, um ein Wort als einheimisch betrachten zu können, alles darauf ankömmt, daß es dem Hörenden verständlich und dem Redenden geläufig sey, so dürfen wir wohl gewisse bey uns eingeführte französische Wörter, als Interesse, Naiv, Genie, wirklich für aufgenommene teutsche gelten lassen. Sie sind den Teutschen, welche die französische Sprache verstehen, (und diese machen einen großen Theil der gesitteten Stände aus,) nach Aussprache und Bedeutung so durchaus bekannt, und kommen denen, welche jene Sprache nicht verstehen, doch in Reden und Schriften so oft vor, daß fast keinem teutschen Ohre diese Töne mehr fremd sind, und den Sprachwerkzeugen weniger ihre Aussprache Mühe macht. Solche ausländische Wörter mit einheimischen zu vertauschen, würde zwar an sich die Reinigkeit unserer Sprache erhöhen, aber es würde nicht ohne Aufopferung in der Deutlichkeit solcher Ideen geschehen können, welche uns durch den langen Gebrauch unentbehrlich geworden sind, und es würde doch der

empfundenen Annehmlichkeit der Rede, worauf am Ende alles ankömmt, nur wenig zusetzen.

Es ist sicher, daß alle selbstdenkende Menschen oft in einen Ideengang gerathen, zu dessen deutlicher Darstellung ihnen Wörter mit besondern Bestimmungen nöthig wären, dergleichen die Sprache nicht darbiethet. Es ist sicher, daß Personen, die mit fremden Sprachen, oder mit besondern Dialekten ihrer eigenen frühzeitig bekannt geworden sind, oft zu ihren Gedanken keinen so angemessenen Ausdruck, als in den Wörtern jener Sprachen und Dialekte finden. Der Wunsch, der daraus bey diesen Personen entsteht, daß die vaterländische Büchersprache alle diese mannigfaltige Schattirungen der Begriffe, die sie in verschiedenen Sprachen und Dialekten zerstreut gefunden haben, vereinigt enthalten möchte, ist natürlich. Aber die Klage über Armuth der Sprache, weil ihr solche Schattirungen mangeln, ist ungerecht; und der Versuch, dieselben durch Einverleibung der fremden, der veralteten, oder der Provinzialwörter zu geben, ist von zweifelhaftem Erfolge.

Es ist allerdings eine zur gelehrten Kenntniß der Sprache sehr nützliche Arbeit, die Abweichungen der Dialekte von der Büchersprache, und die Abwechselungen der Sprachformen in verschiedenen Zeitaltern zu erforschen und aufzuzeichnen: aber aus diesen verborgenen Sprachschätzen, die einzelnen Provinzen eigen sind, oder den vergessenen, welche unsern Vorfah-

ren zugehört haben, den Fond der jetzigen Nationalsprache zu bereichern, dieß kann nie die unmittelbare Folge einer solchen Arbeit werden. Die Aufnahme neuer Wörter in die gangbare Sprache geschieht, so ausdrückend sie seyn mögen, nicht durch Wörterbücher, welche solche sammeln und empfehlen, sondern durch vortreffliche Schriften, in welchen sie glücklich angebracht worden sind.

Zuerst: was allgemein gebraucht werden soll, muß allgemein bekannt seyn; und wie kann ein neuer Ausdruck zur Kenntniß der Nation gelangen, als wenn er in Schriften vorkömmt, welche die ganze Nation liest? — Zweytens: jedes fremde Wort hat im Anfange die öffentliche Meinung wider sich. Es ist unverständlich, und macht durch seine Auslegung Mühe; — es ist fremd, und stört deßhalb die Aufmerksamkeit. Diese Hindernisse seiner Aufnahme kann nur der große Schriftsteller bey dem wirklichen Gebrauche überwinden, indem er, an dem Orte, wo er es hinstellt, durch die Helligkeit der ganzen Idee Licht über diesen unbekannten Theil zu verbreiten, und für die unterbrochene Aufmerksamkeit durch die Stärke des letztern Eindrucks zu entschädigen weiß. Auf diese Weise geht, von Zeit zu Zeit, ein oder das andere veraltete oder Provinzialwort in die allgemeine Sprache über, wenn durch den Ruhm des Schriftstellers, der es zuerst gebraucht hat, oder durch die einnehmende Schönheit der Stelle seines Werks, in welcher es

zuerst vorkam, das Andenken dieser Neuerung bey der Nation erhalten, und die Nachahmung derselben veranlasset wird. Aber nie wird es möglich seyn, eine ganze Sammlung solcher Wörter, mit so vieler Einsicht auch die Sammlung gemacht, und durch so gute Gründe die Wörter darin empfohlen seyn mögen, zu einem Mittel einer wirklichen Sprachbereicherung im Reden und Schreiben zu erheben.

Nach einem hinlänglichen Vorrathe von Wörtern, ist eine genaue Bestimmung ihrer Bedeutung das größte Erforderniß einer gereiften und vollkommenen Sprache. Nicht nur ist es ohne eine solche Bestimmung dem Redenden unmöglich, vollkommen deutlich zu seyn, — das heißt, genau gleichförmige Ideen mit denen, welche er selbst hat, in den Gemüthern seiner Zuhörer zu erwecken; sondern es wird ihm auch schwer beredt zu seyn, indem das vornehmste Hülfsmittel der Beredtsamkeit, die Auswahl solcher Wörter, deren feinere Nebenbegriffe den Eindruck der Hauptbedeutung unterstützen, in einer Sprache wegfällt, in welcher diese Nebenbegriffe noch nicht hinlänglich unterschieden sind.

Die Schönheit des Styls hängt überhaupt weit mehr, als man glaubt, von der Richtigkeit der Gedanken ab, — aber von einer Richtigkeit, welche bis auf Kleinigkeiten, genau ist, und zugleich durch die Bezeichnung der Sprache, wie der Gliederbau eines schönen Körpers durch ein passendes Gewand,

durchschimmert. Die Beziehungen der Ideen nähmlich müssen so genau, als es möglich ist, durch die Beziehungen der Wörter dargestellt werden. Aber um diese Beziehungen der Wörter auf einander mit hinlänglicher Klarheit zu empfinden, ist es nothwendig, daß ihre Bedeutungen eine gewisse Präcision haben.

Doch auch bey diesem Puncte findet sich, daß die Vollkommenheit, die man sucht, in dem Geiste der Nation liegt, und der Sprache nur dann erst mitgetheilt werden kann; aber auch dann von selbst ihr eigen wird, wenn dieser zuvor bis dahin gelangt ist.

Uiber welchen Theil der Gegenstände die Erkenntnisse einer Nation noch im Dunkeln sind, über eben diese werden ihre Ausdrücke noch zweydeutig und schwankend seyn. So wie sie die Eigenschaften der Dinge mit mehr Gewißheit kennen lernt, so ergeben sich auch die Merkmahle bestimmter, nach welchen den Dingen ihre Nahmen in der Sprache ausgetheilt worden sind. So wie sie den Ursprung und die Zusammensetzung der selbst gebildeten Ideen genauer erforscht, so lassen sich die Wörter, welche solche Ideen bezeichnen, schärfer definiren. Eine unmittelbare Bearbeitung der Sprache, als Sprache, kann hier wenig ausrichten. Die Bearbeitung der Wissenschaften, muß vorhergehen. Sind diese bis auf den Grad von Vollkommenheit gestiegen, wo sich in den Begriffen des Menschen Licht und Finsterniß von einander scheidet, — wo der Mensch das Bewußtseyn erhält von dem was er weiß, und

was er nicht weiß, so verlieren sich aus der Sprache, in welcher diese Wissenschaften reden, immer mehr die Wörter, welche von einer unerklärlichen Bedeutung sind, weil sich die Begriffe selbst verlieren, welche keinen reellen Gegenstand haben.

Derjenige Theil einer Sprache, welcher am früheſten zu einer genauen Beſtimmung der Bedeutungen kömmt, iſt der, welcher körperliche und sichtbare Gegenſtände bezeichnet. Dieser kann sogar in keiner Periode der Cultur ganz unbeſtimmt seyn, weil Menschen mit gesunden Augen Farben und Geſtalten immer gleich gut unterscheiden. Ja, in einer frühern Periode, wenn die Gegenſtände der Sinne die Aufmerksamkeit des Menschen ausschließend beschäftigen, und seine Sinne selbst noch schärfer sind, — werden manche Beschaffenheiten und Veränderungen der Körper, welche in der Beobachtungssphäre der Nation vorkommen, genauer bezeichnet, und haben in der Sprache eine größere Anzahl sie abschildernder Nahmen und Ausdrücke, als in den folgenden Perioden höherer Geiſtesbildung.

Der wahre Unterschied zwischen einer cultivirten und einer rohen Sprache liegt in demjenigen Theile derselben, welcher unsichtbare Gegenſtände, geiſtige Eigenschaften, abſtracte Begriffe, logische, moralische und politische Verhältnisse ausdrückt.

So lange bey einer Nation das Charakteriſtische der verschiedenen Fähigkeiten und Operationen

des Geistes noch nicht bemerkt worden ist, und Neigungen und Leidenschaften, Tugenden und Laster noch nicht so weit untersucht worden sind, um classificirt werden zu können, so lange wird es, in ihrer Sprache, nicht nur an Wörtern für diese Gegenstände fehlen, sondern die vorhandenen Wörter werden auch keine bestimmten Arten derselben angeben; sondern nur die höchsten Gattungen, mit einigen Nebenbegriffen verbunden, bezeichnen. Man wird aus ihrer Rede nur so viel verstehen, daß die Menschen dieser Zeit anfingen in ihrem Geiste gewisse leidende und thätige Veränderungen wahrzunehmen: aber man wird darin keinen so bestimmten Sinn finden, um ihre Beobachtungen und Gefühle mit den in unsern Sprachen ausgedrückten zu vergleichen. In der That finden wir in der Sprache der ältesten biblischen Bücher für moralische Gegenstände mehrere Wörter, welche wir genau zu übersetzen nicht im Stande sind, und welche, nach allem, was uns die Ausleger darüber sagen, dunkel bleiben, eben weil sie etwas Unbestimmtes und zu viel Umfassendes bedeuten. Von dieser Art ist beym Homer das lobende Wort, ἀμύμων, δαιμόνιος, und das tadelnde ἀτάσθαλος.

Aus eben dem Grunde aber, aus welchem die Bedeutungen der Wörter einer Sprache nicht bestimmt seyn können, wenn die, welche sie reden, über die Sachen nicht bestimmte Begriffe haben, muß folgen, daß, so lange in einer Nation die Be-

griffe über intellectuelle und moralische Gegenstände nicht einstimmig, die Meinungen getheilt, die Kenntnisse nicht allgemein ausgebreitet sind, auch die Bestimmung der Wörter nicht allgemein dieselbe seyn kann. Je mehr oder weniger bey einer Nation die Nachforschungen der Philosophie in allgemeine Aufklärung übergegangen sind, desto mehr oder weniger wird auch in ihrem gemeinen Sprachgebrauche Bestimmtheit herrschen. Ist bey ihr nur eine einzige Philosophie herrschend, so werden die Bestimmungen gleichförmig seyn. Da, wo mehrere Systeme mit einander streiten, dergestalt, daß auch das Publicum an diesem Streite Theil nimmt, und sich in seiner Denkungsart oder in seinen Meinungen an eine ähnliche Art theilt, da wird auch der Sprachgebrauch schwankend seyn, — ausgenommen in Bezeichnung derjenigen Begriffe, über welche sich alle Parteyen vereinigen. Der große Haufe aber, bis zu welchem die Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntniß in Absonderung und Verknüpfung abstracter Begriffe nicht durchgedrungen sind, wird in seinem Sprachgebrauche immer etwas von dem Willkürlichen ungewissen, und schwankenden älterer Zeiten behalten. Ja, da dieser große Haufe durch sein beständiges Verkehr mit dem besser unterrichteten Theile der Menschen, auch auf diesen und dessen Sprache zurückwirkt: so werden im Gebrauche des gemeinen Umganges viele Ausdrücke noch so lange unbestimmt

bleiben, bis eine gleichförmigere Aufklärung alle Stände erleuchten wird.

Eine neue Folge der obigen Grundsätze ist: daß mit jedem Fortschritte der philosophischen Wissenschaften, mit jeder neuen Wendung der philosophischen Denkungsart, wenn beyde sich in der Nation ausbreiten, auch sich die Bedeutung der Wörter ändert, und daß es also nicht möglich ist, sie durch die vereinigte Arbeit der größten Sprachkünstler zu irgend einer Zeit auf eine unwiederrufliche Weise zu fixiren *).

Ein gutes Wörterbuch kann sehr viel thun; es ist unter allen Hülfsmitteln, welche die Sprachenkunde den Dichtern und Prosaisten der Nation darbiethet, das größte. Es kann zuerst die Begriffe angeben, welche die einsichtsvollsten und vom Gegenstande am beßten unterrichteten Personen der Nation mit den Wörtern verbinden, und der entstandenen Einstimmigkeit gleichsam das Siegel aufdrücken. Es kann, zweytens, die Verschiedenheiten aufzählen, die in den Bedeutungen derselben Wörter, nach Maaßgabe der über die Sachen bey der Na-

*) Die, welche unter uns der Kantischen Philosophie Beyfall geben, haben zwischen den Wörtern Verstand und Vernunft, Idee und Begriff, Begriff und Vorstellung, Unterschiede eingeführt, die unsere Sprache zuvor nicht anerkannte, und die doch, wenn jene Philosophie allgemein herrschend wird, die gemeine Bedeutung dieser Wörter bestimmen werden.

tion noch fortdauernden Mißhelligkeiten, in der Sprache Statt haben, und durch erleuchterte Vergleichung entweder die Freyheit der Wahl aufrecht erhalten, oder auch den Weg zu einer Vereinigung bahnen. Es kann endlich, indem der Verfasser seine eigne Meinung erklärt, eine bedeutende Stimme zur Beylegung der Mißhelligkeiten geben, — eine Stimme, die um desto mehr beym Publicum gelten wird, je mehr bey der Abfassung eines Wörterbuchs dessen Verfasser Gelegenheit hat, seine eigene richtige Art zu denken, oder seine Bekanntschaft, mit dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie seines Volks zu erproben.

Wir haben schon vor der Hand eines einzelnen Mannes ein teutsches Wörterbuch erhalten, das, in Betrachtung der Schwierigkeit, welche eine solche Arbeit für den ersten Unternehmer hat, durch seine Vollkommenheit in Erstaunen setzt. Dieses Lob gebührt Adlungen wirklich; und die Academie wird gewiß bereit seyn, es ihm zu ertheilen. Aber sie wird sich noch immer ein großes Verdienst erwerben können, dasjenige auszufeilen, zu berichtigen, oder zur Gewißheit zu bringen, was bey Adlungen mangelhaft, unrichtig, oder wenigstens noch nicht durch allgemeine Einstimmung bestätigt ist.

Indeß auch dieses neue Wörterbuch, und selbst das vollkommenste, welches sich denken läßt, wird diejenige Unbestimmtheit der Wörter nicht aufheben, die entweder daraus entsteht, weil gewisse Begriffe

wirklich noch nicht aufs Klare gebracht worden sind, oder daraus, weil die von Philosophen geläuterten Begriffe noch nicht dem größten Theile der Nation bekannt, und von ihm genehmiget worden sind. Das Wörterbuch kann nichts anders beytragen, die Sprache im eigentlichen Verstande zu fixiren, oder die Entstehung neuer Wörter und neuer Bedeutungen der Wörter, und das Veralten bisher üblicher zu verhindern, wenn neue Entdeckungen, neue Speculationen — und selbst wenn allgemein blendende Irrthümer die Nation von der bisherigen Bahn ihrer Ideen auf eine neue führen. Ja es würde sogar ein Unglück für eine Nation seyn, wenn das Werkzeug ihres Denkens, durch irgend eine Ursache, so hart und steif würde, daß es sich von nun an nicht mehr in die Wendungen und Abwechselungen fügen wollte, welche, nach dem Laufe der Natur, unvermeidlich von Zeit zu Zeit in den Ideen und Uiberzeugungen der Nation vorgehen.

Wenn irgend ein Theil der menschlichen Angelegenheiten unter einer demokratischen Verwaltung steht, so ist es die Sprache. In andern Sachen kann sich das Volk den Aussprüchen einiger Weisen unterwerfen; über die Sprache muß es selbst gebiethen, wenn diese ihm verständlich und brauchbar seyn soll. Wenigstens müssen die Rathschläge der Gelehrten erst die Sanction der Volksstimme erhalten, ehe sie zu wirklichen Sprachgesetzen werden. Der, welcher für das große Publicum schreibt, wird

sich immer hüthen, Wörter in andern Bedeutungen zu brauchen, als in welchen sie von dem größern Theile verstanden werden; er wird sogar in kleinern Sachen dem, was er selbst billigt, entgegen handeln, um nur in den wichtigern den Zweck seiner Rede nicht zu verfehlen.

Wenn demnach, durch alle die Ursachen, welche auf den Geist eines Volkes wirken, seine Meinungen und Begriffe von dem Standpuncte sich entfernen, auf welchem sie die Verfasser des Wörterbuchs fanden, so wird der sich darauf beziehende Theil desselben, mit der Sprache zugleich, deren Ausleger er ist, veralten. — Diesen Satz hat die Erfahrung bey allen vor uns cultivirten und ihre Sprache cultivirenden Nationen bestätiget. So sehr auch die Franzosen das Dictionär ihrer Academie vom Anfange her schätzten, einer Academie, die ausdrücklich zur Vervollkommnung der Sprache errichtet worden war, so hat doch alles Ansehen dieses Buchs die Veränderungen der Sprache und die Neologien nicht verhüthen können, wo vonseit dieser Zeit freylich viele nur als Meteore erschienen, um zu blenden, und bald wieder vergessen zu werden, einige aber als wirkliche Bestandtheile, sich der allgemeinen Sprache einverleibt haben.

Das dritte Erforderniß einer vollkommenen Sprache ist die Mannigfaltigkeit und Schicklichkeit der Formen, welche sie zur Verknüpfung der Ideen darbiethet.

Diese Formen sind, so wie ich die Sache einsehe, von zweyerley Art. Die einen würde ich die grammatikalischen, die andern die phraseologischen nennen; beyde sind mehr oder weniger in jeder Sprache bestimmt.

Zuerst hat jede Sprache gewisse Regeln, theils für Abänderungen in den Endungen und in der Gestalt der einzelnen Wörter, theils für deren Stellung, theils für den Gebrauch gewisser Verbindungswörter, die sämtlich darauf abzielen, die einzelnen Wörter zu einem Satze, und mehrere Sätze zu einer vollständigen Rede zu vereinigen. Diese Regeln samt und sonders enthält die Grammatik; ja die Sammlung derselben macht die Grammatik aus. Alles, was unter dem Nahmen der Declinationen und Conjugationen bekannt ist, besteht in nichts anderm, als in solchen kleinen Umwandlungen der, die Nenn- und Zeitwörter der Sprache componirenden Laute, wodurch gewisse Beziehungen ihrer Begriffe, zum Behufe der künftigen Verknüpfung derselben mit andern Begriffen der Natur des menschlichen Denkens gemäß, zum voraus und im Allgemeinen angedeutet werden. Der zweyte Theil der Grammatik ist der Syntax, der von den Regeln, wie die Verbindung der Ideen, durch die Stellung der Worte, durch die Auswahl der Declinations- und Conjugationsformen, und durch eigne Verbindungspartikeln auszudrücken sey, den Nahmen hat, so wie sie dessen Inhalt ausmachen. Was

Grammatik sonst noch in sich begreift, ist allgemeine Theorie der Sprache überhaupt, angewandt auf die Besonderheiten der einzelnen Sprache, deren Elemente sie lehrt.

In diesen grammatikalischen Formen, — sowohl denen, welche durch die Flexionen der Wörter die Ideenverbindung gleichsam vorbereiten, als denen, welche durch die Anordnung derselben die Ideenverbindung vollenden, — kann eine Sprache vor der andern unstreitig große Vorzüge haben, nachdem sie eine größere Anzahl von Ideenverknüpfungen, nachdem sie sie deutlicher und mit minderer Zweydeutigkeit, und nachdem sie sie endlich mit mehr Anmuth und Wohlklang auszudrücken weiß. Aber dieß ist gerade der Punct, über welchen Wissenschaft und Arbeit des Sprachkünstlers am wenigsten vermag, wenn es darauf ankömmt, das Fehlerhafte zu verbessern, oder das Mangelhafte zu ergänzen. Je einfacher und scheinbar geringfügiger diese Elemente der grammatikalischen Vollkommenheit sind, desto tiefer sind sie, mit dem ersten Erlernen der Sprache in der Kindheit, dem menschlichen Gemüth eingedrückt; und eine Nation wird eher hundert neue Wörter und unbekannte Redensarten aufnehmen, ehe sie sich in den Declinationen, Conjugationen, und in dem Syntax ihrer Sprache das mindeste ändern ließe. Hier also kann der Grammatiker nichts thun, als das, was vorhanden und durch den Sprachgebrauch festgesetzt

ist, auf die lichtvollste Weise und in der beßten Ordnung vortragen; er kann die Freyheit zeigen, die, bey allen Fesseln, welche die Grammatik auflegt, dem Redenden noch übrig gelassen ist, das Bessere vor dem Schlechtern zu wählen. Alle wirklichen Verbesserungen der Sprache aber, in so fern dieselben noch möglich sind, muß er denen überlassen, welche die Sprache wirklich zur Darstellung ihrer Gedanken gebrauchen, — worunter ohne Zweifel die großen Schriftsteller, wegen ihres Einflusses auf die ganze Nation, den ersten Rang einnehmen. Diese können vielleicht, durch eine öftere glückliche Wahl unter mehreren, grammatikalisch gleich richtigen, aber logisch oder ästhetisch ungleichen Formen der Ideenverknüpfung, nach und nach die Nation zu dem beßtmöglichen Gebrauche ihrer Sprache gewöhnen. — Deutlichkeit und Anmuth des Ausdrucks ist immer anfangs nur das Werk des Fleißes und der zweckmäßigen Bemühung einiger Wenigen. Es kann aber, wenn deren Schriften allgemein gelesen und nachgeahmt werden, zu einer Gewohnheitssache aller gesitteten Stände der Nation werden; in welchem Falle es ein Eigenthum der Sprache zu seyn scheint, ob es gleich immer mehr eine Fertigkeit der Menschen bleibt, welche die Sprache reden.

Eine zweyte Gattung der Formen zur Verbindung der Ideen liegt in der Phraseologie. So

wie die Grammatik die Natur der verschiedenen Beziehungen in abstracto, und deren Bezeichnung in der Sprache bestimmte, so bestimmt die Phraseologie die Fundamentalverbindungen zwischen den Ideen in concreto, in so fern dabey schon ihre Gegenstände in Betrachtung kommen.

Aber kann diese Phraseologie als ein Theil der Sprache angesehen werden, oder ist sie bloß die Sache der Beredtsamkeit? Eine kurze Auseinandersetzung dessen, was Phraseologie heißt, wird vielleicht zur Beantwortung dieser Frage führen.

Phrases oder Redensarten sind nichts anders als Fragmente von Gedanken, — das aus einigen verbundenen Ideen Zusammengesetzte, das zwar noch keinen vollständigen Sinn gibt, aber als Bestandtheil in vielen Sätzen vorkömmt, und das, — wenn die Wörter das rohe Material der menschlichen Rede vorstellen, — als die erste Vorarbeit des Fleißes zur Hervorbringung dieses Kunstwerks anzusehen ist.

Die Zusammensetzung einiger von solchen Phrasen ist durch die Natur der verbundenen Begriffe durchaus bestimmt; bey der Zusammensetzung anderer herrscht mehr Freyheit der Wahl und daher größere Verschiedenheit. Es gibt unentbehrliche Phrasen, welche allen Sprachen gemein sind; es gibt in jeder Sprache gewisse Grundphrasen, die jedem, welcher die Sprache versteht, bekannt seyn

müssen, und die keiner, welcher sie spricht oder schreibt, willkürlich umändern darf. — Aber es gibt noch mehr Phrasen, die erst mit jeder neuen Gedankenreihe entstehen. — Im Ganzen haben unstreitig Dichter und Redner über diese Zusammensetzungen weit mehr Gewalt, als über die einzelnen Wörter. Durch wohlgewählte Redensarten können sie, nach meinem Urtheile, über die Verbesserung und Ausbildung der Sprachen einen reellen Einfluß erhalten.

Wer nähmlich Ideen hat, welche bis auf ihre Elemente neu sind, der muß auch diese einfachsten Composita, — diese Bruchstücke der Rede, — die wir Phrasen nennen, neu schaffen. Sind nun die darin verknüpften Ideen von einleuchtendem Zusammenhange; sind die gewählten Worte zu den Ideen passend und unter sich schicklich verbunden: so wird ein solcher Ausdruck eines Schriftstellers von Vielen bey ähnlichen Gelegenheiten wiederhohlt, und verwandelt sich nach und nach in eine wirkliche Phrasis, in einen Bestandtheil der Sprache. Auf diese Weise sind viele der jetzt üblichen Redensarten in allen Sprachen entstanden. Manchen derselben sieht man es an, daß sie von dem witzigen Einfalle einer einzelnen Person herkommen, der, weil er gefiel, von so vielen nachgesprochen wurde, daß man endlich seinen Ursprung vergaß, und ihn als eine eigenthümliche Bezeichnung der

Idee

Idee brauchte, von der er zuerst nur ein kühnes Bild gewesen war *).

Je mehr gute Schriftsteller in einer Nation aufstehen, je allgemeiner sie gelesen werden, desto mehr gut geformte Bruchstücke der Rede werden

*) Die Redensart, aus dem Stegreife etwas thun, wird von sehr Vielen gebraucht, welche nicht daran denken, daß sie das Bild eines Menschen darstellt, der schon zu Pferde sitzend, und zum Streit oder zur Reise gerüstet, noch zu einer andern Verrichtung unerwartet aufgefordert wird, die er also auch unvorbereitet thun muß. Sehr viele Redensarten aller Sprachen sind ähnliche Metaphern: keiner aber sind mehr Spuren eingedrückt, wie viel Einfälle bey der Nation, welche sie redet, vermögen, als der französischen. — „Ist es nicht unbegreifflich," hörte ich einmahl einen italiänischen Gelehrten von vieler Einsicht sagen, „daß eine so cultivirte Sprache, als die französische, kein eigenthümliches Wort und kein Adjectivum für einen so unentbehrlichen und so häufig vorkommenden Begriff, als der Begriff Viele ist, besitzt? Ist es nicht noch unbegreifflicher, daß sie ein solches Wort dafür gehabt hat, — das aus dem Lateinischen abstammende moult, welches sich noch in den Schriften des Montaigne findet; daß dieses veraltet, und daß wenige Zeit darnach an dessen Stelle eine den Begriff so wenig ausdrückende Adverbial-Redensart tritt, als das beau-coup de ist? Wahrscheinlich hatte einmahl ein witziger Kopf, oder ein Mensch, dessen Beyspiel viel galt, in einer passenden Verbindung das Bild eines guten Fanges, d'un beau coup gebraucht, um eine große Anzahl auszudrücken. Der gute Fang für viel, wurde schön befunden, zuerst von des Erfinders Bekannten nachgesagt, dann von seiner Stadt, und endlich von ganz Frankreich.

in den üblichen Redensarten der Sprache gleichsam niedergelegt seyn; desto mehr wird die Richtigkeit und der Geschmack, mit welchen die vorzüglichsten Köpfe der Nation ihre Gedanken ausgedrückt haben, den allgemeinen Sprachgebrauch reguliren. — Ist dieß nicht vielleicht die Ursache, warum in der französischen Sprache auch mittelmäßige Schriftsteller beredt scheinen, da in der unsrigen nur die Denker gute Stylisten sind? — Dort hat sich mit der Länge der Zeit, während welcher ihre Literatur blüht, und durch die größere Anzahl allgemein gelesener Schriftsteller, eine geschmackvolle Phraseologie gesammelt, aus welcher, da sie allen Menschen von einiger Erziehung bekannt ist, viele, deren Ideen im Ganzen sich weder durch Richtigkeit noch Schönheit auszeichnen, doch eine schickliche und anmuthige Einkleidung der Theile entbehren können.

Ich will, um meine Ideen über das, was ich Vollkommenheit der Phraseologie nenne, klärer zu machen, einige Beyspiele aus den Aufsätzen selbst anführen, durch welche die Academie ihre künftigen Arbeiten zur Cultur der teutschen Sprache angekündigt hat. Die Schrift Leibnitzens, welche von diesen Aufsätzen den größten Theil ausmacht, beweiset, so vortreffliche Sachen sie enthält, doch durch ihren Styl, wie sehr unsre Sprache in dem Puncte, wovon hier die Rede ist, seit Leibnitzens Zeit gewonnen habe. Gleich in der ersten Periode

kommen die beyden Phrases vor: „den Verstand hochschwingen,“ und „die Sprache wohl ausüben;“ beyde sind fehlerhaft. Zuerst ist schon die Zusammensetzung hoch schwingen nicht ganz richtig, weil hoch einen Zustand, nicht eine Bewegung ausdrückt; daher wir besser sagen, empor schwingen, oder in die Höhe schwingen. Ferner zeigt das Wort schwingen eine plötzliche und schnelle Bewegung in die Höhe an, daher es richtig gebraucht wird, wo von einer einmahligen und vorübergehenden Erhöhung der Seelenkräfte die Rede ist. Wir reden mit Recht von dem Schwunge der Einbildungskraft eines Dichters. Es ist richtig von einem Andächtigen zu sagen, daß sich sein Geist zu Gott empor schwinge. Aber hier, wo von einem stufenweisen Fortgange des menschlichen Geistes, von der zunehmenden Cultur des Verstandes die Rede ist, macht das Wort schwingen ein unschickliches Bild. — Eben so unrichtig ist die Zusammensetzung der Phrasis, die Sprache ausüben. Uiben kann man die Sprache nur, indem man sie fleißig redet oder schreibt. Die Regeln der Sprache können ausgeübt werden; aber von der Sprache selbst ist eine Ausübung nicht denkbar.

Es sey mir erlaubt, um meine Gedanken auch durch Beyspiele aus unserer heutigen Sprache zu erläutern, aus dem im übrigen gewiß gut geschrie-

benen Aufsatze des Herrn C. R. Zöllners einige Phrasen, die mir nicht völlig richtig dünken, anzuführen. In der ersten Periode kömmt der Ausdruck vor: die Beförderung der Sprache. Aber eine Sprache befördern ist nicht richtig zusammengesetzt. Man befördert die Cultur, die Ausbildung einer Sprache, die Sprache selbst kann man nicht befördern; weil befördern heißt: einer Action zu ihrer schleunigern und glücklichern Vollziehung behülflich seyn. Das, was gefördert werden soll, muß eine Sache im Fortgange, in der Bewegung, — nicht eine für sich bestehende, vollendete seyn. — S. 10. Z. 6. v. u. scheint mir die Redensart: nach dem Gepräge der Vollkommenheit streben, gleichfalls nicht ganz richtig zu seyn, weil sie zwey unvereinbare Metaphern zusammenstellt. Man strebt nach Vollkommenheit; man drückt einer Sache das Gepräge der Vollkommenheit auf; oder die Sache trägt das Gepräge. Dieß sind die bisher üblichen Redensarten. Sollen neue gemacht werden, so müssen sie mit diesen analogisch seyn.

Ich habe, bey dem ersten Nachdenken über diesen Gegenstand, geglaubt, daß es vielleicht möglich wäre, eine unmittelbare Arbeit auf denselben zu verwenden, und durch Aufsuchung und Beurtheilung der üblichen Phrasen, oder durch Ver-

suche neue zusammenzusetzen, diesen Theil der Sprache absichtlich zu verbessern; ich stimme aber jetzt vollkommen mit den Gedanken meines Freundes Engel, — die er in einer zu dem ersten Entwurfe dieses Aufsatzes gemachten Anmerkung mir mitgetheilt hat, — dahin überein: daß zur Verbesserung der alten Phrasen, oder zur Erfindung neuer, der Sprachforscher nichts thun kann, als die Bedeutung der einzelnen Wörter genau zu bestimmen, so weit der Sprachgebrauch und der Zustand der Wissenschaften die Idee selbst bestimmt haben; daß aber die Wahl dieser Wörter bey Zusammensetzungen lediglich der Beurtheilungskraft und dem Geschmacke des Schriftstellers in jedem besondern Falle überlassen werden müsse *). Nur

*) Hier sind die eignen Worte meines Freundes, dessen Urtheile die übrigen Academiker beygestimmt haben. „Ich sehe nicht, was in Ansehung ganzer Redensarten geschehen könne, das nicht schon in denjenigen Arbeiten der Sprachgelehrten, welche die einzelnen Wörter betreffen, enthalten wäre. Eine Phraseologie wird so wenig wirken, als ein Wörterbuch. Dagegen hat ein Wörterbuch mehr Werth. Denn Wörter, in so fern sie nicht Zusammensetzungen von andern schon bekannten sind, müssen gegeben seyn, und man muß genau ihre Bedeutung kennen. Redensarten setzt man selbst zusammen; und dazu bedarf man weiter nichts, als Kenntniß der Regeln einer guten Schreibart, und einen geläuterten Geschmack. Diese Kenntniß und dieser Geschmack dürfen bey den Schriftstellern der Nation nur befördert werden: und dazu ist eine Kritik, wie sie Garve über einige Redensarten macht,

bin ich noch jetzt der Meinung, welcher auch der Herr Prof. Engel beypflichtet, daß, um diese Beurtheilung und diesen Geschmack zu bilden, eine Kritik der in unserm gewöhnlichen Umgange, oder in unsern beliebtesten Schriftstellern vorkommenden Redensarten ein nützliches Hülfsmittel wäre. Die Grundsätze dieser Kritik habe ich zum Theil schon durch die wenigen Beyspiele derselben angegeben. Wahrheit ist auch hier der Grund der Schönheit. Die meisten der eigentlichen Phrasen sind ursprünglich Metaphern. Wenn das Bild richtig ist, wenn zu Bezeichnung desselben die eigenthümlichen Wörter gewählt sind, so ist die Phrasis vollkommen.

Aus den bisherigen Betrachtungen scheinen sich mir also folgende Resultate zu ergeben. Die Arbeiten, welche sich mit der Sprache beschäftigen, können einen doppelten Endzweck haben: entweder die Sprache als einen Gegenstand des Wissens zu erforschen, oder sie, als ein Werkzeug des Verstandes zu vervollkommnen. Der Erfolg jener Arbeiten ist in der ersten Absicht unbegrenzt, in Absicht der zweyten hat er seine bestimmte Schranken.

Alles, was uns die alten Formen unserer Sprache, alles, was uns die verschiedenen Modificationen derselben, — und selbst ihre Ausartungen in den Dialekten kennen lehrt, liefert einen Beytrag entweder zur Kenntniß der verschiedenen Zeiten und Oerter, oder zur Geschichte unserer Sprache, oder zur Einsicht in die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der menschlichen Begriffe überhaupt. Auch können solche Sammlungen als Vorrathskammern angesehen werden, aus welchen, von Zeit zu Zeit, die Idee zu einer glücklichen Neuerung hergehohlt wird.

und wie sie einmahl Johnson über mehrere der besten englischen Schriftsteller machte, ohne Zweifel ein sehr wirksames Mittel."

In Absicht des wirklichen Gebrauchs zum Behufe der Rede, — um die Arbeiten des Genies zu unterstützen, und die letzte Vollendung der Werke der Dichtkunst und der Beredtsamkeit zu erleichtern, — scheint mir alles, was zu wünschen und zu thun ist, in ein gutes Wörterbuch und in eine brauchbare Grammatik eingeschlossen.

Der Nutzen beyder kann nicht seyn, eine wirkliche Bereicherung durch neue Worte, eine unveränderliche Bestimmnng des Willkürlichen in der Sprache, oder eine wahre Verbesserung dessen, was durch Gewohnheit einmahl in ihr festgesetzt ist. Aber Wörterbuch und Grammatik können dem Schriftsteller noch sehr zu Hülfe kommen:

1) Indem sie dienen, die zweifelhaften Fälle zu entscheiden, und dadurch Gleichförmigkeit und Gewißheit hervorbringen, wo Mißhelligkeit unter den Schriftstellern einen Uibelstand für die ganze Literatur hervorbringt, und Zweifel jeden Schriftsteller für sich in Verlegenheit setzen. Um aber diese Einstimmung und diese Sicherheit zu bewirken, ist nicht bloß die innere Güte, sondern auch die Autorität der Entscheidungen nöthig, welche das Wörterbuch oder die Grammatik gibt;

2) indem beyde, durch Aufzählung der in der Sprache vorhandenen Verschiedenheiten, in Wörtern sowohl als grammatikalischen Formen, die Auswahl des Schicklichsten für jeden einzelnen Fall erleichtern;

3) indem das Wörterbuch insbesondere über diejenigen Theile der Sprache, welche nicht die allgemeinen Gegenstände des menschlichen Denkens, sondern die besondern gewisser Künste betreffen, diejenigen Belehrungen ertheilt, welche jeder Schriftsteller von Zeit zu Zeit nöthig haben mag.

Je vollkommener diese beyden Arten von Hülfsbüchern sind, desto vollkommener wird auch der

erste jugendliche Unterricht in der teutschen Sprache werden. Und auf solchem beruhet großen Theils bey jedem Menschen, — zwar nicht die Fähigkeit, seine Sprache vortrefflich zu sprechen und zu schreiben, die immer ein Werk des Genies und eine Folge eigner Meditation ist, — aber doch die Achtsamkeit auf seinen Ausdruck und die Vermeidung der aus bloßer Nachläßigkeit entstehenden Fehler desselben.

Wenn sich zu diesen Werken über die Sprache, noch Muster zu einer guten Kritik über die Schriftsteller, in Absicht des Gebrauchs der Sprache, gesellten; — wenn nach solchen Mustern es gewöhnlich würde, den Zöglingen der Wissenschaften Vorlesungen über einige unserer beßten Schriftsteller in der Absicht zu halten, um die Schönheiten oder Mängel ihres Styls aufzusuchen, und selbst in die Ursachen davon, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Gedanken und ihrer Bezeichnung einzudringen: so wäre, nach meinem Urtheile, alles geschehen, was zur Cultur unserer Sprache, und zur Vorübung auf die Arbeiten des Genies nöthig wäre, von welchen der Glanz unserer Literatur zu erwarten steht.

DISCOURS

SUR L'UTILITE DES ACADEMIES *).

---

*) Addressé à l'Académie Royale des Sciences de Berlin, à l'occasion de sa réception.

En entrant dans ce sanctuaire des sciences, je sens toute ma foiblesse, je sens combien je suis inférieur au grand homme qui a fondé cette Académie, à ceux qui l'ont présidée, aux membres distingués qui la composent. Mais votre choix, Messieurs, par lequel vous avez bien voulu m'associer à vos travaux, m'élève à mes propres yeux, et me donne cette assurance, que le sentiment de mon mérite ne pourroit pas m'inspirer. Né avec un désir ardent d'acquérir des connoissances, n'étant pas tout à fait dépourvu du talent de saisir les idées des autres et d'analyser les miennes, une santé presque toujours chancelante ne m'a pas permis de tirer de ces dispositions tout le fruit possible, et de les rendre aussi utiles au public, et aux progrès des sciences, qu'elles auroient pu l'être. Les travaux que j'ai entrepris avec le plus grand zêle, et que j'ai continués avec autant d'application que ma santé le comportoit, n'ont servi qu'à développer mon bon sens naturel, et à exer-

cer ma sensibilité, deux facultés qui me permettent de jouir des ouvrages des autres, et même quelquefois de juger, mais qui ne me donnent pas les forces nécessaires, pour en produire moi-même de considérables. Tel est mon état. Ce n'est pas la vanité qui veut relever ses bonnes qualités en partant des avantages qui lui manquent, qui a tracé ce portrait, mais c'est le désir d'obte vonirtre indulgence, si vous ne me voyez pas plus actif à concourir au but de votre association. C'est ce talent de juger, dépourvu de la force de produire, qui faisoit dire à Horace, avec moins de verité, qu'il étoit bon à aiguiser des instrumens tranchans, sans avoir lui-même la force de trancher. En effet c'est la seule place que je puisse m'assigner dans la distribution de vos travaux.

Permettez donc qu'en entrant dans la carriere que vous m'ouvrez, je reste fidelle au jugement que je porte de moi-même, en traitant un sujet qui me paroit-être de mon ressort. J'aimerois à connoitre d'une manière précise le degré d'utilité qui peut résulter de sociétés littéraires semblables à la nôtre, les avantages qu'elles procurent à l'état et surtout aux lettres.

Il y en a qui leur sont essentiels, et qui dureront aussi longtems que ces sociétés elles-

même. Il y en a d'autres qui sont propres à tel tems, à tel état tant des nations que des hommes; il y a des choses qu'on peut exiger à tout tems, à juste titre d'une société de gens de lettres; il y on a d'autres qu'on ne peut exiger d'elle sans former des prétentions exagérées, prétentions d'où nait souvent un mépris injuste pour des sociétés qui ne répondent pas à ces attentes chimériques, et à son tour ce mépris décourage les talens les plus éminens et rallentit les travaux de la société la mieux composée.

On répète tous les jours que notre siècle est peu fécond en génies inventeurs, que la nature paroit se reposer, après avoir produit les Neutons et les Leibnitz, qui à la fin du siècle passé et au commencement de celui-ci ont fait faire aux sciences des progrès si rapides, que surtout les Académies, qui dans ce tems-là étoient les berceaux de toutes les découvertes importantes, parce qu'elles renfermoient dans leur sein la plupart de ces grands hommes, languissent, et ne produisent plus rien qui réponde à la célébrité de leur nom.

La plupart des personnes qui jugent si peu favorablement de l'etat actuel des sciences, sont à-peu près dans le cas de ceux, qui préfèrent les moeurs du vieux tems à celles du nôtre et

qui croient que l'honnêteté et la vertu deviennent toujours plus rares. Sans doute ces juges sevères ne connoissent assez ni les siècles passés ni le notre. Ils louent les premiers sur la gloire de quelques grands noms, qu'ils sont accoutumés à admirer, et qu'on ne prononce qu'avec respect ; et comme ils ne voient aucun de leurs contemporains qui soit pervenu au même degré de célébrité, ils en concluent que les philosophes du siècle passé sont fort supérieurs à ceux du nôtre. Les gens du monde sont surtout sujets à porter des jugemens pareils.

Mais ils ne pensent pas que le mérite d'une découverte ne se manifeste que par les conséquences que l'on en tire, par les applications qu'on peut en faire, par les usages qui en résultent. C'est donc proprement la génération qui suit, qui peut seule fixer le prix des travaux de ses prédécesseurs, et le degré d'estime qui leur est dû ; de là vient en partie qu'en fait de sciences et de philosophie les anciens sont presque toujours préférés aux modernes, à ceux qui vivent et travaillent sous nos yeux. Indépendamment même de la jalousie, il est inpossible de payer à des idées nouvelles, qui ne sont pas encore entrées, pour ainsi dire, dans le système général des connoissances humaines, dont on n'a

point encore pu sonder la profondeur et la richesse, le même tribut d'éloges qu'à celles qui ont eu le tems de murir, qui se sont liées avec nos autres connoissances, et qui sont par conséquent généralement repandues.

Il en est des découvertes litteraires comme des évènemens politiques. Madame de la Fayette disoit qu'elle se consoloit d'ignorer l'histoire, en pensant que les choses qui se passent sous nos yeux seront un jour l'histoire; Madame de la Fayette disoit une saillie ingénieuse, mais elle avoit tort; le peu d'interêt que nous inspirent les évènemens présens, souvent semblables aux anciens, n'est pas une raison de regarder les anciens avec indifférence; nous connoissons les suites des faits passés, et c'est par leurs suites qu'ils deviennent important et doivent nous intéresser. Des événemens pareils peuvent arriver sous nos yeux, mais tant qu'ils ne se lient pas à d'autres causes, pour produire de grands effets, pour changer d'une manière sensible l'état des choses et des hommes, ces évènemens nous paroitront et seront en effet peu dignes de notre attention.

De même ce n'est pas une pure bizarrerie qui nous porte à admirer d'avantage les découvertes faites il y a un siècle, que celles qui se

font dans le tems où nous parlons. C'est que là nous voyons les causes et les effets, la vérité et l'utilité des découvertes confirmées par le tems, nous saissisons leur influence sur tout le système de nos connoissances. Ici nous voyons encore les causes sans effets, la vérité douteuse, l'utilité problématique.

Il y a des exceptions à la règle. Neuton a joui de son vivant de toute sa gloire. Ses contemporains le mettoient autant au-dessus d'eux, que nous le mettons au-dessus des mathématiciens qui l'ont suivi. A l'époque du renouvellement des lettres plusieurs philosophes ont joui de la même prérogative. C'est que réellement il y a un tems pour les découvertes éclatantes, il y en a un autre où les sciences font des progrès lents et peu sensibles. Et lors même qu'il n'y a même point de ces grandes révolutions qui bouleversent une partie du monde, dans la tranquilité du cours ordinaire de la nature l'état ne laisse pas de changer.

C'est dans le tems où les nations sont sorties de la barbarie, qu'ont paru les plus grands hommes, ou du moins les plus célébres. C'est que ces premières vérités simples dont ils se sont emparés, et qui ne peuvent pas échapper à la

raison humaine dès qu'elle est une fois tournée vers la contemplation des choses, peuvent être saisies par le plus grand nombre des hommes, et sont propres à leur inspirer l'admiration la plus vive et la plus soutenue. Aucune nation moderne n'a payé aux auteurs, dont les ouvrages supposoient les plus grandes lumières, le génie le plus étendu, le travail le plus opiniâtre, ces éloges flatteurs que les Grecs prodiguoient à leurs premiers sages, dont les sentences ne contenoient que les préceptes du sens commun, et les observations les plus triviales. C'est que ces observations étoient les premières qu'on eut faites sur le monde et sur les hommes, qu'elles frappoient par leur grande vérité, et qu'elles pouvoient servir de régler la conduite.

L'Europe moderne s'est trouvée dans une situation pareille à celle de l'ancienne Grèce, lorsqu'après un sommeil ou plûtot une dégradation de plusieurs siècles, les sciences et les arts se sont régénérés dans l'occident. Les poëtes et les philosophes qui ont paru les premiers, ont cueilli les lauriers les plus verts et les plus brillans, et l'on parle plus des premières découvertes faites dans le seizième et

dix-septième siècle que de celles qu'on a faites dans le nôtre.

Il y a d'autres époques, où des découvertes, qu'on a fait successivement, mènent tout-à coup à quelque grand resultat; résultat qui pour être tiré des prémisses ne demande pas plus de génie, ni plus de travail que la découverte de ces prémisses elle-même n'en a couté; mais qui cependant devient l'objet d'une attention et d'une admiration beaucoup plus générales, parce qu'il est de la plus haute importance, soit pour l'explication de la nature, soit pour les progrès de la vie sociale. En montant une montagne, chaque pas que nous faisons nous approche de la cime; le dernier pas ne coute pas plus d'efforts et ne demande pas plus de force que tous les autres; mais il est le seul qui nous fasse jouir des perspectives étendues qui étoient le but de nôtre voyage et qui seules peuvent être la récompense de toutes nos peines. Il y a de tels points de vue sur la route, ſur laquelle les sciences s'avancent de siècle au siècle. Heureux celui que la fortune a placé dans un tems où les travaux de ses prédécesseurs l'ont approché d'une sommet qui domine d'une vaste horison! Heureux l'homme qui est doué des forces nécessaires pour faire ce dernier pas, qui

doit lui offrir le spectacle le plus imposant et le plus riche !

Neuton fut un de ces hommes favorisés. Galilée, Dèscartes, et sur tout Képler, avoient préparé ses découvertes en physique; les Wallis, les Fermat avoient préparé les progrès qu'il a fait faire aux Mathématiques ; de sorte qu'une seule combinaison, semblable à celles qui avoient été faites, par les grands hommes que nous avons nommés, devoit conduire Neuton à ces vérités qui l'ont rendu immortel.

Il est naturel que la connoissance et l'admiration des hommes s'attachent à celui, de la main de qui ils reçoivent immédiatement des instructions importantes ou des services éclatans. Beaucoup d'hommes sont faits pour étudier les sciences, peu de gens peuvent en approfondir l'histoire. On prend pour maître celui qui donne de la science l'idée la plus nette et la plus complète; on l'admire, on croit lui devoir tout, et l'on ignore, ou l'on oublie combien il doit lui-même à ses dévanciers ; on ajoute à sa gloire la gloire de ceux dont il s'est approprié les travaux et les découvertes. Peut-être que dépuis Neuton et Leibnitz la philosophie et la physique ont fait des progrès considérables; mais le moment n'est point encore

venu où les progrès se perdront dans une lumière éclatante et nouvelle, jettée sur toute la nature, et brillante même aux yeux des ignorans. Nous nous sommes remis en chemin, nous ne nous arrêtons pas; mais la route serpente encore par des vallées, ou par des hauteurs qu'offusquent des montagnes plus élevées, Poursuivons notre marché avec courage, quand même nous ne serions pas encouragés par les applaudissemens de nos contemporains. Le tems viendra où aux chaînons, que nous avons ajoutés à la grande et immense chaîne des connoissances humaines, se lieront d'autres chaînons, qui aboutiront à la fin à quelque sanctuaire de la nature. Peut-être qu'alors, avec le succès qu'ils auront mérité, nos successeurs jouiront encore de la connoissance qui nous étoit due; mais quelques juges plus éclairés et moins partiaux défenderont sans doute nos cendres et notre mémoire.

En général, le mot de génie n'indique qu'une prééminence. Ce n'est pas une mésure exacte; elle n'est pas non plus la même dans tous les siècles et chez tous les peuples Un homme de génie est un homme qui surpasse de beaucoup les autres dans les facultés intellec-

tuelles et dans les ouvrages qu'elles produisent. Or il est clair que s'il existe chez un peuple une très-foible culture d'esprit, si les lumières y sont peu répandues, la raison humaine peu exercée, il est plus facile d'acquérir cette prééminence, qui seul fait attribuer à nn homme le titre glorieux de génie. Si tout le monde se mêle de raisonner, et raisonne assez juste, on ne donnera le nom de philosophe qu'aux esprits vastes et profonds; si tout le monde fait tourner joliment des vers, le nom de poëte exigera une verve plus riche et plus heureuse. Ainsi à mesure que les sciences font des véritables progrès, s'enrichissent par de nouvelles découvertes, et répandent leurs lumières sur un plus grand nombre de personnes, ceux qui les cultivent avec le plus de succés ne peuvent plus prétendre à la même considération et aux mêmes applaudissemens; c'est qu'ils ne tranchent plus assez avec le vulgaire. Au milieu du grand jour quelques degrés de lumière de plus sont imperceptibles; au crépuscule de foible lueurs, concentrées dans un petit espace, frappent les yeux de tout le monde. En désendant la cause de notre siècle, et des individues qui cultivent les lettres, j'ai fait en même tems l'apologie des sociétés littéraires, et j'ai répondu aux réproches

qu'on leur fait de leur inaction apparente ou du peu d'éclat de leurs travaux.

La grande supériorité des corps lettrés sur les savans qui vivent isolés doit nécessairement avoir diminué par les services mêmes que ces corps ont rendus. En fixant l'attention du public sur des objets d'étude, qui avoient été jusques-là négligés, ils ont tellement répandu les lumiéres dans toutes les classes, qu'eux-même ont perdu de leur ascendant, et ont paru se distinguer moins de la masse de leur concitoyens. En développant toute la nation à laquelle ils appartenoient, ils ont perdu leur supériorité. En communiquant leur richesses, ils ont paru eux-même moins riche.

Faisons encore une observation propre à justifier les Académies et les Académiciens de notre siècle.

Quand des hommes pénétrés d'un noble enthousiasme pour le progrès des sciences, sont portés par cet enthousiasme même, par le mouvement impétueux d'un esprit ardent qui ne se suffit pas à lui-même, à s'associer avec leurs semblables, avec des personnes qui ont les mêmes gouts et les mêmes besoins, il règne dans ces sociétés naissantes un esprit de corps, une zèle, une activité bien différente de la tié-

deur qui s'empare insensiblement des sociétés anciennes, soit qu'elles se recrutent elles-même, soit que le choix du gouvernement y aggrège de nouveaux membres. On est bien autrement actif à observer des loix qu'on a dictées soi-même, ou qu'on a adoptées par un consentement tout-à-fait volontaire, que celles d'un corps déjà formé et auquel nous nous joignons par des motifs de convenance et d'intérêt.

Il en est à cet égard des sociétés littéraires comme des sociétés religieuses. Les premiers membres de la communauté des Frères Moraves, par exemple, étoient portés, par une disposition particulière de leur esprit, par un besoin de leur cœur, à vivre dans une secte paraille, et en conséquence ils se soumirent à tous les sacrifices que leur imposoit la discipline de la société, y restèrent fidellement attachés et se distinguèrent par une régularité exemplaire. Mais il est inévitable que ce zèle se retâche à la seconde ou à la troisième génération, et que les enfans des premiers fondateurs, de la communauté n'y tiennent plus que par intérêt ou par rapport de famille.

Par des raison tout-à-fait analogues les premiers savans, qui dans le siècle passé se sont réunis pour former des Académies, ont tra-

vaillé avec plus de zèle que leur successeurs à remplir le but de leur institut. Ils en étoient les créateurs, les Académiciens actuels n'en sont que les citoyens adoptifs. Les premières Académies étoient composées de personnes qui s'étoient rapproches par une sorte d'instinct et qui étoient faites pour travailler de concert; une telle union est nécessairement plus étroite et produit une force sociale beaucoup plus grande que celles dont l'habitude est le seul bien.

N'accusons donc pas les hommes de ce qui est la faute et l'attribut inséparable de la nature humaine. Ne reprochons pas aux successeurs de ceux qui ont fondé les Académies qu'ils n'ont pas autant de zèle que ces fondateurs. Comme individus, les premiers peuvent encore travailler avec toute l'énergie d'un vrai talent, comme salariés de l'état ils peuvent tous remplir leurs devoirs, mais comme membres d'une société ils ne peuvent pas partager cette première ferveur qui n'est que l'effet de la nouveauté et de l'attachement que l'on a pour son propre ouvrage.

Je soumets encore, Messieurs, à vos lumières une autre observation. Les Académies ou les sociétés littéraires n'ont produit des ouvrages supérieures à ceux des Auteurs vivans isolés que dans les mathématiques et la philo-

sophie naturelle. Les Transactions de la société royale de Londres, les mémoires de l'Académie des Sciences de Paris n'ont jamais été, même dans leur époque la plus brillante, que des dépots précieux pour les mathématiciens et les physiciens. Le calcul et l'histoire naturelle ont les plus gagné aux travaux réunis de ces sociétés. Les grands ouvrages philosophiques ne sont pas sortis de leur sein. On recourt rarement à ces récueils pour la solution des problêmes que présentent la morale et la nature de l'homme. Des hommes de génie ont siègé dans l'Academie Françoise, et avant d'y être admis ils avoient publié des ouvrages de gout dont le mérite est généralement reconnu, mais l'Académie en corps n'a jamais donné naissance à un ouvrage de ce genre.

Mais d'où vient que des sociétés de gens de lettres ont fait faire de grands progrès aux théories des nombres et des figures, et non à celles de l'esprit, de la morale, de la politique, qu'elles ont produit de savans écrits sur les sciences abstractes et non des ouvrages d'imagination et de gout ? Quant à ces derniers, le problême paroit facile à résoudre. Le génie ne se communique par aucune espèce d'association. C'eſt une force toute individuelle, un

pur don de la nature; l'instruction peut lui fournir des matériaux et des règles, mais elle ne sauroit le suppléer. Un homme de génie peut acquérir de gout, quand il vit au milieu de gens qui en ont; l'homme du gout le plus sur n'acquerra jamais le gènie nécessaire pour faire un bon ouvrage, quand il ne seroit entouré que d'hommes de génie, et les instructions mêmes dont le poëte et l'orateur ont besoin, pour que leur imagination puisse travailler sur un plus grand nombre d'objets, pour que leur génie évite les écarts, sont facile à trouver partout. La nature qui est partout la même, offre à tout homme dont l'esprit est fait pour l'observer (et le génie donne ce coup d'oeil observateur) un riche champ de connoissances à acquérir et une multitude de tableaux à copier. La société, telle quelle est dans toutes les parties d'une état civilisé, enseigne les principes de la morale, fait connoître la nature des passions, les nuances des différens caractéres et les ressorts des actions humaines. Si de certaines connoissances, que l'expérience ne donne pas et qu'il faut chercher dans les livres, sont nécessaires à ceux qui veulent peindre la nature, ces livres sont entre les mains de tout le monde, et les maîtres qui en facilitent l'usagé se rencontent partout. Il est donc

tout simple que des hommes de génie, quoique éloignés du centre de littérature, ayent produit d'excellens ouvrages, et que les Académies, après qu'ils en sont dévenus membres, n'ayent en rien accru leurs talens. Si l'on applique à la philosophie, à la connoissance de l'homme, intellectuel et moral, l'observation énoncée ci-dessus, on la trouvera également vraie.

Sans doute la philosophie s'enseigne et s'apprend, les idées philosophiques peuvent être communiquées, et des philosophes qui vivent ensemble peuvent s'instruire mutuellement et accélérer leurs progrès dans leur carrière commune.

Mais il est certain que les philosophes tirent d'eux-mêmes les matériaux et leurs pensées, et puisent leurs idées dans les observations du sens interne. Il y a plus de différence entre les hommes par rapport à celles de leurs idées, qui ne sont que des apperçus sur leurs propres facultés intellectuelles et morales, que par rapport à celles qui leur viennent des ſens par l'impression des objets extérieures; et de même aussi le langage qui transmet les sensations est beaucoup plus uniforme et plus généralement intelligible que celui qui exprime les sentimens de l'ame: ainsi les physiciens se communique-

ront avec plus de facilité et d'utilité que les philosophes leurs connoissances et leurs idées.

Ajoutez à cela, que comme c'est dans l'homme même qu'il faut chercher l'origine des idées philosophiques, ceux qui par leur génie sont apperés à les approfondir, se forment un système dans toutes les parties tenant au caractère de leur esprit et aux points de vue qui leurs sont particuliers, sont liées entr'elles par une analogie de méthode, par des liens de ressemblance qui en font en même tems la solidité et le prix. Plus l'esprit d'un philosophe est profond et systématique, plus ses idées auront une forme qui lui sera propre, et plus elles différeront de celles des autres, et ne sont jamais que des modèles qu'on imite, ou des exemples dont on se sert. Un théorême mathématique trouvé par Archimède et par Neuton fait pour tous les siècles à venir partie intégrante des ouvrages des autres mathématiciens. Pour la philosophie, chaque penseur revient sur les premiers élémens de la science et rebâtit de nouveau l'édifice depuis ses fondemens; il est rare qu'il puisse y employer des pierres préparées par d'autres mains et adoptés à un plan différent.

Ainsi la lecture et la conversation des bons esprits peut être utile au philosophe, comme à

tout autre homme de lettres; elle peut développer et nourrir chez lui l'esprit philosophique, lui indiquer les principales questions sur lesquelles sa raison doit s'exercer, et par la variété des opinions qu'elle fait passer sous ses yeux ouvrir à ses méditations un champ plus vaste; comme écrivain le philosophe peut se perfectionner dans la société de gens de lettres, leur critique éclairée peut épurer son style et rendre sa méthode plus lumineuse; mais le fond des choses sera toujours tout entier à lui. La philosophie est par sa nature fille de la solitude. Les méditations de l'homme sur lui-même, sur la nature de l'ame, sur Dieu, l'univers et l'état futur n'admettent guères d'associés qui les partagent ou qui y assistent. Elles demandent le plus profond recueillement; les heures et les lieux de la retraite y sont les plus propres; toute communication au déhors interrompt et trouble cette intuition interne qui est la base des travaux du philosophe.

Si les services des Académies se sont bornés de tout tems aux mathématiques et à la physique expérimentale, le réproche qu'on a fait à leur inertie apparente perd de sa force et de sa vérité. Comme on ne peut point porter de jugement sur les mathématiques sans

y être initié, la plûpart de ceux qui jugent les Académies ne sont pas en état de prononcer sur les découvertes qui dans cette partie se font encore aujourd'hui. Dans les autres branches de la littérature, si nos Académies ne produisent pas des ouvrages supérieures, il en a été de même dans tous les tems; mais elles ne laissent pas de répandre du jour sur les matières de la philosophie et de la science du gout, et ce qui est la plus haute importance, elles animent ceux qu'elles adoptent à se consacrer entièrement à ces nobles occupations.

J'ajoute encore une observation pour justifier les corps littèraires de l'inaction dont on les accuse. La plûpart des Académies sont établies dans les grandes villes. Les gens de lettres, qui les composent, sacrifient, soit par gout, soit par nécessité, une partie de leur gloire littéraire au plaisir de la dissipation, et au désir de s'acquérir la réputation d'homme aimable. Le travail des sciences exige au contraire la solitude, la retraite et le récueillement.

Inhalt
des zweyten Theils.

Uiber die Frage: Warum stehen die Teutschen, nach dem Geständniß ihrer beßten Schriftsteller, in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzosen und Engländer, zurück? und welches ist der beßten teutschen Prosaisten charakteristisches Verdienst? Ein Fragment. 3

Warum läutert sich der Geschmack im Ernsthaften früher, als im Komischen? 23

Uiber Lessings Laocoon 41

Versuch über die von der königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1767 aufgegebene Frage: Ob man die natürlichen Neigungen vernichten, oder Neigungen erwecken könne, welche die Natur nicht erzeigt hat? und welches

Seite
die Mittel wären, den Neigungen, wenn sie gut sind, Kräfte zu geben, oder, wenn sie böse sind, solche zu schwächen? 81
Einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbesserungen 229
Discours sur l'utilité des Académies 265

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Sammlung einiger Abhandlungen

Bd.: 2

Breßlau (1802)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.299(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090701-8